

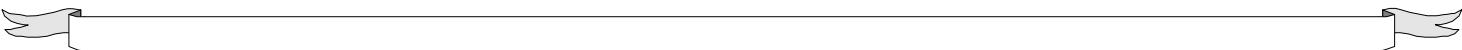


# **Sprache & Sprachen**

Zeitschrift der

*Gesellschaft für  
Sprache und Sprachen  
Ge.Sz.S e. V.*

Ausgabe 40 (2010)



## *Sprache & Sprachen* 40 (2010)

### **Inhalt**

<b>Das Vorkommen des Buchstabens E in Form von zwei Hasten II in keltischen Inschriften</b> .....	<b>3</b>
<i>von Hans-Rudolf Hitz (Ettingen, Schweiz)</i>	
<b>'Translatio': Zusammenhänge von Geistesgeschichte, Schriftkultur und Sprachentwicklung in der Karolingerzeit</b> .....	<b>11</b>
<i>von Peter Öhl (München)</i>	
<b>Phänomenologie der Sprache und Phänomenologie der Sprachwissenschaft</b> .....	<b>37</b>
<i>von Christoph Staub (Basel)</i>	
<b>Die Beschreibung nordamerikanischer Indianer- und Eskimosprachen in Reiseberichten (18.-19. Jh.)</b> .....	<b>45</b>
<i>von Sandy C. Kutzner (Erfurt)</i>	

**Die nächsten Ausgaben von *Sprache & Sprachen* enthalten voraussichtlich:**

- *Indogermanisches Erbe in komplexen Sätzen des Altkirchenslavischen* von Bettina Bock
- *Semantik-Versprecher* von Nora Wiedenmann

**Weitere Einreichungen sind herzlich willkommen!**

# Das Vorkommen des Buchstabens E in Form von zwei Hasten II in keltischen<sup>1</sup> Inschriften

von Hans-Rudolf Hitz (Ettingen, Schweiz)

## 1 Problemstellung

In verschiedenen keltischen Inschriften begegnet man einer Form des Buchstabens E, der mit zwei parallelen Hasten II geschrieben erscheint. In den Alphabeten der Eisenzeit wird auf diese unterschiedliche Schreibweise von E nur sehr selten eingegangen, obschon die Form in **lepontischen**, **gallischen** und **keltiberischen** Texten verschiedentlich vorkommt. In den Inschriften von **Glozel**, Frankreich (Hitz 2007: 36), wird für E praktisch nur die Form II verwendet. Unklar bleibt, woher das Zeichen stammen könnte.

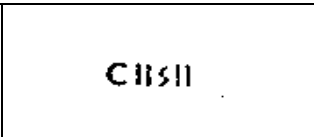
### 1.1 Lepontische Inschriften

(1) Sinistroverse Inschrift von Ornavasso, Italien (Rhys 1906: 293)

AMAŠIIV Amašeū	
-------------------	--

AMAŠIIV wird als AMAŠILV gelesen (Lejeune 1971: 49).

(2) Inschrift von Ornavasso, Italien (Rhys 1906: 292)

CIHII Cese	
---------------	--


(3) Inschrift von Ornavasso, Italien (Rhys 1906: 284)

ATIICVA Atecva	
-------------------	--

---

<sup>1</sup> Das Vorkommen keltischer Texte beschränkt sich vor allem auf Grab- und Weihinschriften. Sie enthalten die etruskische, griechische, lateinische oder auch iberische Schrift und stammen aus dem 6. Jh. v. Chr. bis zum 2. Jh. n. Chr. Ein eigenständiges keltisches Alphabet existierte nicht.

(4) Inschrift von Giubiasco, Schweiz

<p>IIUIOI XOFE iiui tove</p> <p>IINOIXO FE Enoito fe(cit) 'Enoito hat gemacht'</p>	
--	--


mit zwei Lesarten:

- 1) IIUIOI XOFE, II wird hier als <ii> gelesen, iiui tove, jedoch erfolgt keine Textdeutung (De Marinis 2000, 2: 216).
- 2) IINOIXO FE, gelesen als Enoito fe(cit), 'Enoito hat gemacht' (Rhys 1906: 263, s. dazu Photo).

Der Text enthält die Verwendung von E und II <e> sowie von Digamma <F>.


## 1.2 Gallische Inschriften

(5) Inschrift von Fenaille à Rodez, Frankreich (Lejeune 1971: 54)

<p>ALCOVINOC SVOIIC CIINC</p> <p>Alcavinoc Svoec Cenc</p>	
---	--

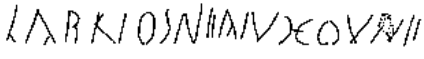
keine Deutung

(6) Inschrift von Saint-Germain-Sources-Seine, Frankreich (Lambert: 2003: 99)

<p>ARIIIIQVANI ARI  O4 IOVRV4 AVCI  O NIIRTIICOMΛ(RI) ΔΑΓΟΛΙΤΟΥΥC ΑΥΟΩΥΤ</p> <p>Aresequani Ariios iovrus Lucio Nertecomari Dagolitous auoout</p> <p>'Die Anrainer der Seine (und) Ariios haben geopfert (das Standbild von) Lucios, Sohn von Nertecomaros; Dagolitous hat gemacht'</p>	
--	--

Der Text enthält die Verwendung von II <e> und I | <ii>.

(7) Inschrift von Argenton-sur-Creuse, Frankreich (Lambert 2003: 140)

<p>LABRIOS NIAT VXOVNII Labrios neat Uxovne 'Labrius vertraut sich Uxovne an'</p>	
---	--

### 1.3 Keltiberische Inschriften

(8) Inschrift von Peñalba de Villastar, Spanien (Tovar 1959: 353)

IINI OROꝚIII VTA TICINO TIATVMIII IIRIIAIAꝚ TO LVGVIII ARAIANOM COMIIIMV  IINI OROꝚIII IIQVIIIꝚVIQVII OGRISꝚOLOCAꝚTOGIAꝚꝚIꝚ- TAT LVGVIII TIAꝚO TOGIAꝚ	eni orosei vta ticino tiatvmei erecaias to Lvgvei Araianom comeimv  eni orosei eqveisviqve ogris olocas togias sistat Lvgvei tiaso togias

Eine Deutung des Texts ist schwierig.

(9) Inschrift von Peñalba de Villastar, Spanien (Tovar 1959: 354)

MBACOꝚIMAꝚMI II DIINAAIL DRIMIꝚ (?) PIINIIRI RROꝚ CAROQ  Mbacosimasmi e denaae drimis (?) peneri rros Caroq	
---	--

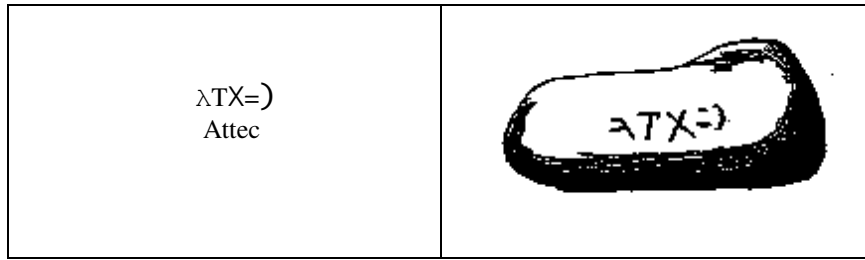
Eine Deutung des Texts ist schwierig.

### 1.4 Inschriften von Glozel

Die Inschriften von Glozel, bei Vichy im Dept. Allier, Frankreich, enthalten das Alphabet von Glozel. Die frühen Texte um 300 v. Chr. sind im Primär-Alphabet verfasst (Fig. 14), das auf einem **nord-etruskischen**, dem **lepontischen** verwandten Alphabet basiert und durch den Kulturaustausch aus dem mediterranen Raum eingeführt wurde. Durch Neuschöpfung von Symbolen sowie Entlehnung von Zeichen aus der **etruskischen**, **griechischen**, und **lateinischen** Schrift entwickelte sich das Alphabet um 200 v. Chr. weiter zum Glozelischen Alphabet. Einige Inschriften enthalten auch das Zeichen Digamma (für <f>, <v>, <b>), das aus dem frühen lepontischen Alphabet (Golasecca-Kultur) stammen dürfte (Fig. 15).

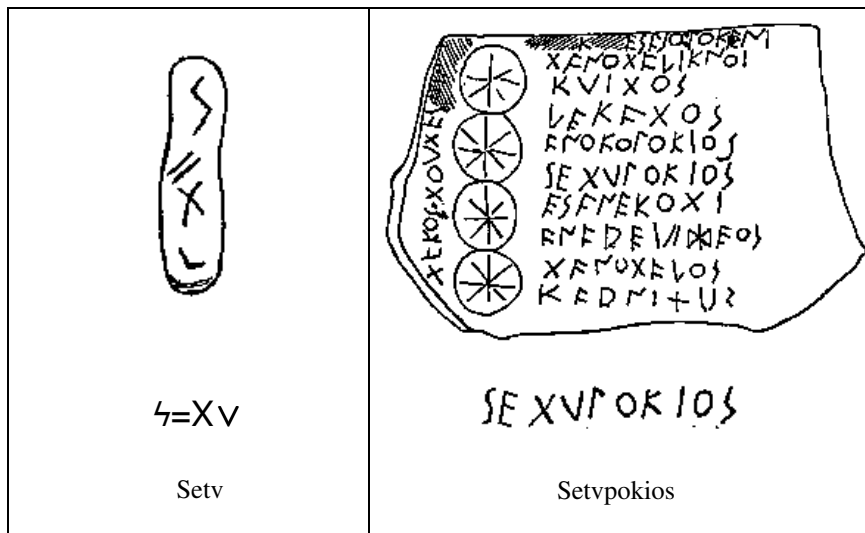
Die Texte bilden vermutlich eine lokale Form von Gallisch oder einen gallischen Dialekt, und sie weisen Elemente von Lepontisch auf (Hitz 2007: 170).

(10) Inschrift von Glozel, Frankreich (Morlet 1978: 35)



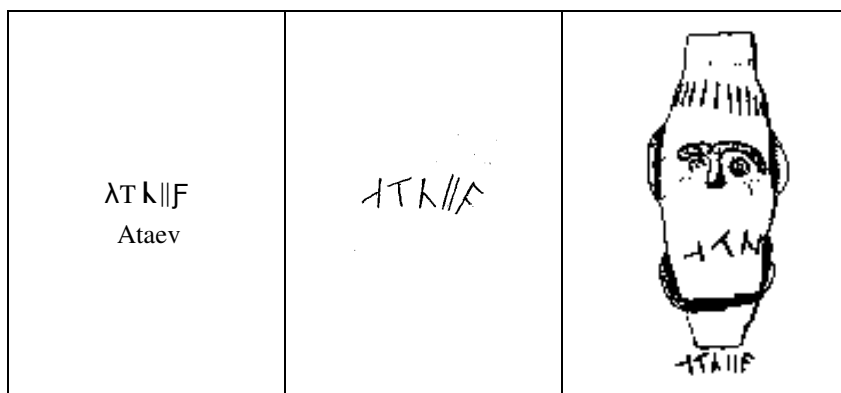
λTX=) / Attec ist vergleichbar mit lep. ATICVA / Atecva in der lepontischen Inschrift von Ornavasso, Italien; vgl. Fig. 3.

(11) Inschrift von Glozel, Frankreich (Morlet 1978: 29)



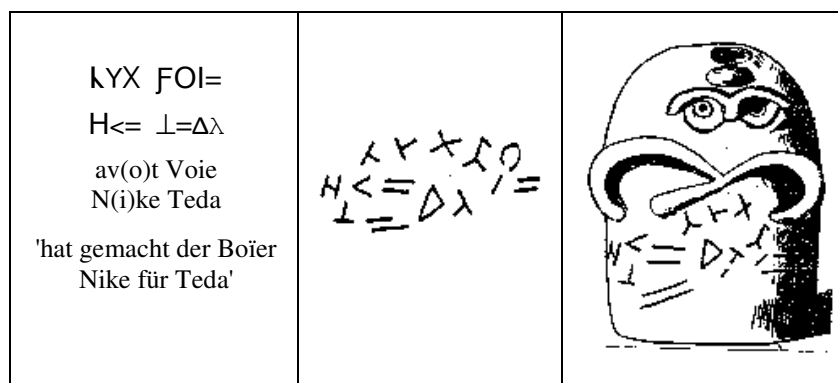
Setv ist vergleichbar mit lep. Setvpokios in der gallo-etrusk. Inschrift von Briona, Italien (Lambert 2003: 74).

(12) Inschrift von Glozel, Frankreich (Morlet 1978: 55)



Der Text enthält die Verwendung von Digamma <F>.

(13) Inschrift von Glozel, Frankreich (Morlet 1978: 52)



Das Wort *avt* steht wahrscheinlich für gall. *avot* 'hat gemacht',  
und FOI= / VOIE dürfte den Namen der Boier beinhalten,  
geschrieben mit einer Variante von Digamma <F>.

## 2 Folgerungen

Es gibt leider nur sehr wenige Literaturhinweise zum Vorkommen des Buchstabens E mit zwei parallelen Hasten II in altkeltischen Inschriften. Das Symbol wird auch vulgäres oder zweigestrichenes E genannt, während andere Lesarten darin die Form von I | longa vermuten.

Lejeune (1988: 58) sagt dazu<sup>2</sup>:

Wie man erwarten kann, präsentiert sich die lateinische Schrift im römischen Gallien in den beiden Formen als Majuskel- und als Kursiv-Schrift. Alle Inschriften auf Stein (Epitaphe und Dedikationen) erscheinen als Majuskel-Schrift, im Unterschied zur Kursiv-Schrift, die auf den Instrumenta dominiert. Zwischen diesen beiden formellen Schriftarten wird durch den Buchstaben E eine Brücke geschlagen.

Die Texte in Majuskel-Schrift verwenden entweder (in den meisten Fällen) die traditionelle Form vom Typ E, oder (seltener) die vulgäre Form II; d.h. letztere stets in der Kursiv-Schrift. Was den Gebrauch von I | longa betrifft, so erscheint dieses Zeichen fakultativ vor Vokalen, doch kommt im selben Text das Symbol E oder II auch neben I | longa vor.

## 3 Fazit

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Verwendung der Form II für E in den altkeltischen Texten eine lange Tradition besitzen muss. Auffallenderweise beinhalten die Texte von Glozel fast ausnahmslos nur diese Form.

<sup>2</sup> Comme on doit s'attendre, l'écriture latine en Gaule romaine se présente sous les deux formes majuscule et cursive. Toutes nos lapidaires (épitaphes, dédicaces) sont en majuscule; en revanche, la cursive dominera dans l'instrumentum. Entre ces deux répertoires formels, un pont est jeté par la lettre E: Les textes en majuscule usent soit (le plus souvent) du tracé (traditionnel) de type E, soit (plus rarement) du tracé (vulgaire) II; or ce dernier est régulier en cursive. Usage facultatif de I | longa comme second élément de la séquence I | devant voyelle (que, dans le même texte, E se trouve être E ou II).

Offen bleibt allerdings die Frage, in welchem Alphabet das Zeichen II für den Buchstaben E zuerst aufgetreten ist. Vielleicht entstand dieses Zeichen bereits im Lepontischen.

#### 4 Alphabet von Glozel

(14) Das Primär-Alphabet von Glozel (Hitz 2007: 38)

Keltisch ?	
Primär-Alphabet Glozel → (Frankreich) ca. 300 v. Chr. ?	
Glozel	
a	λ Λ
b	
/c/g/	∪
d	∇
e	II
/f/v/w/	FE
z	
ch, h	
th	
i	I
k	<
l	L
m	W
n	XH
o	O
p	Γ
š	
q	
r	ϙ
s	Σ
t	X T
u	Υ V



(15) Das Glozelische Alphabet und Alphabete der Eisenzeit

	Keltisch ?	Keltisch		Griechisch	Etruskisch	Lateinisch		
		La Tène	Hallstatt					
	Glozelisch	Cisalpin-Gallisch	Lepontisch	West-Griechisch	Etruskisch	Lateinisch		
	→	→ ←	→ ←	←	←	→		
	(Frankreich)	(N-Italien)	(S-Schweiz/ N-Italien)	(Griechenland)	(N-Italien)	(Zentrales Italien)		
	ca. 200 v. Chr. -200 n. Chr. ?	300 v. Chr. ?	600 300 v. Chr. v. Chr. ? ?	VII. Jh. v. Chr. ?	VI. Jh. v. Chr. ?	IV. Jh. v. Chr.	I. Jh. n. Chr. ?	
	Glozel	Cisalpin-Gallisch	Gola-secca	Lugano	Griechisch	Etruskisch	Latein	Latein kursiv
a	λ Λ A	Λ	λ A	Λ Λ	Δ A	A	Λ	λ Λ
b					Β B		B	B
c /g/k/	Ϸ				< C	> /k/	C	C G /g/
d	∇ Δ				Δ D		D	Δ
e	∥	E	≡	≡ ∥	Ε	Ε	E	∥
f/v/w/	λ Λ		∥		Ϝ Ϟ		F	F
z	Ϝ		Ϝ	Ϝ	I	I	I	I
ch, h	Ϟ Ϟ Ϟ				H	Ε Ϟ	H	Ϟ
th	⊙		⊙		⊕ ⊙	⊕ ⊙		
i	∣	∣	∣	∣	∣	∣	∣	∣
k	K <	K K	κ κ	κ	K	κ	K	K
l	L J	L	∣	∣	∣	∣	L	L
m	W M	M	∩	∩ M	∩	∩	M	M
n	V H H	N	∩	∩ V	∩	∩	N	N
o	⊙	⊙	⊙	⊙	⊙		⊙	⊙
p	∏ 1	∏	1	1	∏	1	∏	e
š	∞ ?	∞	∞	∞		∞		
q	⊙ ⊙				⊙	⊙	⊙	⊙
r	R ρ	D ρ	∩	∩	P R	∩ ρ	R	R
s	ξ η ζ	ξ ζ ζ	ξ ξ ζ	ξ ζ	ξ ξ	ξ η ζ	S	ξ
t	X + T ∣	X	X +	X	T	+	T	T
u	Y V	V	V U	V	Y V	Y V	V	V
j	Ϸ ?							
ph	⊙				⊕	⊕		
kh	Y ∣	Y	∣	∣	Y ∣	∣		
ks/x	∞ Ϸ ?						+	x

Das Glozelische Alphabet (Hitz 2007: 42),  
 verglichen mit den Alphabeten der Eisenzeit: Cisalpin-Gallisch (Lejeune 1988: 7),  
 Lepontisch (De Marinis 2000, 2: 185), Griechisch (Jensen 1958: 480),  
 Etruskisch (Jensen 1958: 486), Lateinisch (Wachter 1998) und  
 Lateinisch kursiv (Speidel 1996: 33).

## 5 Bibliographie

- Colbert de Beaulieu, Jean-Baptiste, & Fischer, Brigit (1998): Recueil des Inscript. gauloises (R.I.G.): *Les Légendes monétaires*. Vol. IV. Paris: CNRS Éditions.
- De Marinis, Raffaele Carlo, & Biaggio Simona, Simone (2000): *I Leponti – tra mito e realtà*. Katalog, Vol. 1 und 2. Locarno: Ed. Armando Dado.
- Hitz, Hans-Rudolf (2007): *Der altkeltische Hintergrund der Inschriften von Glozel*. Ettingen (Selbstverlag).
- Hitz, Hans-Rudolf (2009): *Ein Corpus der altkeltischen Inschriften von Glozel*. Ettingen (Selbstverlag).
- Jensen, Hans (1958): *Die Schrift*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Lambert, Pierre-Yves (2003): *La Langue Gauloise – Description linguistique, commentaire d'inscriptions choisies*. Paris: Éditions Errance.
- Lejeune, Michel (1971): *Lepontica*, Paris: Société d'Éditions *Les belles Lettres*.
- Lejeune, Michel (1988): Recueil des Inscriptions gauloises (R.I.G): *Textes Gallo-étrusques – Textes Gallo-latins sur pierre*. Vol. II, fasc. 1. Paris:CNRS Éditions.
- Morlet, Antonin (1978): *Glozel – Corpus des Inscriptions*. Roanne: Éditions Horvath.
- Rhys, John (1906 / 1977): *Celtic inscriptions*. British Academy. Reprint: Bad Honnef am Rhein: Biblio Verlag.
- Speidel, Michael Alexander (1996): *Die römischen Schreibtafeln von Vindonissa*. Brugg: Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa.
- Tovar, Antoni (1959): *Las inscripciones celtibéricas de Peñalba de Villastar*. EMÉRITA, Revista de lingüística y filología clásica. XXVII, 1. Madrid. Consejo superior de Investigaciones científicas.
- Wachter, Rudolf (1996): *Italien: Alphabetinschriften*. In: 'Der Neue Pauly', Bd. 5 (1998).

Hans-Rudolf Hitz  
hitz@datacomm.ch

# 'Translatio': Zusammenhänge von Geistesgeschichte, Schriftkultur und Sprachentwicklung in der Karolingerzeit

## Das Althochdeutsche in einem integrativen Modell translatorischen Wandels

von Peter Öhl (München)

### 1 Einleitung: Translation und Sprachwandel

Althochdeutsche Literatur ist großenteils Übersetzungsliteratur. Dies allein schon spricht dafür, die Sprache des althochdeutschen Schrifttums im Rahmen einer Theorie der Translation zu betrachten. Die Aufgabe einer solchen Theorie muss es sein, neben den rein linguistischen auch kulturelle Faktoren zu integrieren.<sup>1</sup> So ergibt sich z.B. durch die grundsätzliche semiotische Dichotomie von Inhalts- und Ausdrucksseite eines Begriffs die komplexe Problematik der differentiellen Konzeptualisierung, für die die kulturellen Voraussetzungen in verschiedenen Sprachgemeinschaften grundverschieden sein können. Diese Voraussetzungen werden durch externe Rahmenbedingungen geschaffen, die u.a. historisch und soziologisch zu erklären sind.

Besonders deutlich kommt dies bei der Untersuchung früher germanischer Übersetzungen aus dem Lateinischen zum Tragen, die Zeugnis translatorischer Bemühungen in der geistigen Auseinandersetzung der illiteraten Kultur der Germanen mit der ideologisch wie kulturell völlig differenzierten christlich-römischen Welt sind. So standen u.a. auch die ahd. Autoren vor dem Problem, Konzepte in ihre Sprache fassen zu müssen, die in ihrer Kultur gar nicht vorhanden waren. Zu diesem Zweck mussten sie Ausdrücke in ihrer Sprache schaffen, die zumindest hinsichtlich eines der beiden Aspekte eines Begriffs, seines Konzepts (oder der *Idee*) und seiner Form, innovativ waren.

Verständnis ahd. Literatur setzt das Verständnis des sozio-politischen historischen Rahmens und der zeitgenössischen Philosophie voraus, die den mit der Textübersetzung verbundenen kulturellen Transfer auslösten. Der Beginn des Literaturbetriebs im deutschen Raum des 8./9. Jhs. ist nur erklärbar vor dem Hintergrund der Entstehung der neuen, mittelalterlichen christlichen Kultur, die sich in Mitteleuropa mithilfe der fränkischen Expansionspolitik und der mit ihr eng verknüpften Missionstätigkeit

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Vermeer (1992, 1996); Renn & al. (Hgg.) (2002).

etablierte. Diese Politik basierte auf den Ideen der religiösen Herrscherlegitimation, der Verbreitung des Christentums im und durch das Reich Roms, und der Übertragung der Herrschaft durch Gott auf die weltlichen Reiche und somit schließlich auf das Karolingerreich, das als Fortsetzung des römischen Reiches verstanden wurde.

Es ist darum kein Zufall, dass das aus der Antike übernommene Konzept der *translatio* auch ein zentraler Begriff des mittelalterlichen Weltbildes war. Es umfasste vieles, das für die Herausbildung der mittelalterlichen Staatswesen, der Kultur und somit auch der Literatur konstituierend war. Die germanische Missionsgeschichte dokumentiert die Übertragung der von lateinischer Lehre geprägten christlichen Weltanschauung in die völlig gegensätzliche germanische Kultur, zu deren Zweck ein stark lateinisch beeinflusstes Schrifttum entstand. Die deutsche Literatur, wie sie uns in späteren Schreibperioden entgegentritt, entwickelt sich aus einer neu entstandenen literaten Kultur heraus, die als Ergebnis von *Translation* in dreierlei Hinsicht anzusehen ist: *politisch/ideologisch*, *kulturell/spirituell* und schließlich auch *sprachlich*, da sich mit der Entstehung der Schriftkultur und unter Einfluss des Lateins Sprachstil und damit auch die Syntax wandelten<sup>2</sup> und das Lexikon erheblich erweitert wurde.

Diese Art von Sprachwandel wollen wir als *translatorischen Wandel* bezeichnen. Wortentlehnungen stellen in diesem Sinne den Sonderfall eines Translationsphänomens dar. In diesem Beitrag stehen jedoch nicht die linguistischen Aspekte einzelner Wandelphänomene im Mittelpunkt. Es sollen auch nicht die rein formalen Aspekte ('Übersetzungstechnik') der ahd. Übersetzungsliteratur erörtert werden. Vielmehr wird die Bedeutung der *Translation* aus jenen Aspekten des Begriffs heraus entwickelt, die seine Relevanz für die Entstehung der mittelalterlichen deutschen Kultur und Literatur und schließlich die Entwicklung des ahd. Sprachsystems ausmachen, das dem *translatorischen Wandel* unterzogen wurde. Somit stellt dieser Beitrag ein Plädoyer für eine Theorie dar, die translatorischen Wandel durch das Zusammenwirken von geistesgeschichtlicher und linguistischer Analyse erklärt.

---

<sup>2</sup> Den Einfluss der lateinischen 'Vorbildsprache' auf die Syntax der althochdeutschen 'Nachahmungssprache' betont z.B. Sonderegger (1985: 60, 70f). Die Erklärung verschiedener Syntaxwandel im Deutschen/ Germanischen als Lehnphänomene aus den klassischen Sprachen Latein oder Griechisch wurde in der Literatur viel diskutiert (vgl. Koller 1984; Lühr, im Druck). Als Neuerungen unter lateinischem Einfluss wurden u.a. vorgeschlagen: *periphrastische Flexion* (Sonderegger 1979: 268; Grønvik 1986: 64f), Konjunktionensystem (Sonderegger 1979: 285, 291); *Wortstellung* (zum Einfluss des Lateins auf die fhhd. Wortstellung vgl. Lehmann 1984). Lehnsyntax spielt traditionell in funktionalistischen Ansätzen eine tragende Rolle (z.B. Harris & Campbell 1995: 120-50), da dort das Konzept performanzbasierten Wandels im Mittelpunkt steht, während parametrischen Wandeln eine geringere Rolle zugesprochen wird (Campbell 2004: 288ff; dazu Öhl 2006). U.E. ist jedoch bei der Interpretation paralleler Konstruktionen als Kontaktphänomene Vorsicht geboten, da vorausgehende konvergente Sprachwandel oft nicht transparent sind; 'nachahmende' Syntax, wie sie z.B. in Notkers Boethius-Übersetzung vorliegt (Sonderegger 1985: 70), ist zudem meist nicht in die Volkssprache vorgedrungen. Gegen eine Entlehnung der dt. Perfektkonstruktion aus dem Lateinischen vgl. Morris (1988) und Öhl (2009a oder b?); gegen den lat. Einfluss auf die Herausbildung des Komplementierersystems vgl. Öhl (2009a oder b?).

## 2 Der historische Hintergrund: Sprache, Politik und Bildung

### 2.1 Kontakt der Germanen mit dem Christentum

Der englische Sprachhistoriker D.H. Green beschreibt, hauptsächlich aus althochdeutscher Perspektive, die Entstehung des christlichen Wortschatzes in germanischen Sprachen (Green 1998). Die linguistische Problematik der Christianisierung heißt: *Genauso wie ihre Sprecher, musste jede Sprache 'getauft' werden*<sup>3</sup>.

Entsprachen einander bei früheren Transferenzphänomenen der Import einer Bezeichnung und der Import eines bis dahin unbekanntes (meist dinglichen) Kulturguts, war dies nur bei den sehr konkreten Belangen des Christentums möglich. Der Großteil der christlichen *Wortentlehnungen* im Deutschen stammt noch aus provinzialrömischer Zeit, also aus der Zeit vor der Christianisierung der jeweiligen vordeutschen Stämme.

Hierzu gehört z.B. das deutsche Wort *Kirche*. Erstaunlich ist, dass sich, im Unterschied zu allen anderen westeuropäischen Sprachen und auch dem Griechischen selbst, im Deutschen (und auch Englischen) nicht das griechische Wort *ekklēsia*, sondern die Nachfahren des Wortes *kyriakón* zur Bezeichnung des Gotteshauses durchgesetzt haben. Im Griechischen war dieses Wort nur im 4. Jh. für einige Zeit in Gebrauch. Diese Frage wird von Green ausführlich diskutiert. Seine Nachforschungen ergaben, dass Trier und Köln im 4. Jh. eine griechische Gemeinde und griechische Bischöfe hatte (Green 1998: 294), so dass dieses Wort durch (heidnische) germanische Kaufleute dort aufgenommen und im 5. Jh. durch die (heidnischen) fränkischen Eroberer übernommen werden konnte. Später wurde das Wort durch die fränkische Mission im gesamten deutschsprachigen Raum verbreitet (Green 1998: 300). Auch nach England könnte es Ende des 6. Jhs. über die Franken gekommen sein – durch die Hochzeit der fränkischen Prinzessin *Bertha* mit *Æthelberht von Kent* (Green 1998: 301).

Green (1998: 278) betont zu Recht, dass die Entlehnung des Wortes *Kirche* für eine Kultstätte nicht in zwingend kausalem Zusammenhang mit der Christianisierung steht. Die Entlehnungsprozesse bei den Bezeichnungen von Konkreta und Abstrakta sind grundsätzlich verschieden. Natürlich musste ein Franke, um im 4. Jh. das Wort *Kirche* als dinglichen Begriff zu entlehnen, nicht zwangsläufig zum Christentum konvertieren (Green 1998: 278). Damit im 5./6. Jh. seine Taufe im ethischen Sinne Erfolg versprechend war, musste er jedoch einiges an nicht-dinglicher christlicher Terminologie verinnerlichen, zu der er keinen vergleichbar leichten Zugang hatte. Durch die Christianisierung wurden zahlreiche Wertbegriffe der alten germanischen Welt durch Termini abgelöst, die völlig neue ethische Konzepte denotierten.

---

<sup>3</sup> "Each language had to be 'baptised' as much as its speakers" (Green 1998: 281).

Anstelle von *theganheit* (Tapferkeit) und *triuwa* (lateinisch *disciplina*), beides bekanntlich zentrale Begriffe des germanischen Ehrenkodex, mussten *diomuot* (lat. *humilitas*) und *hōrsâmi* (lat. *obedientia*) treten – also Moral anstelle von ruhmesträchtiger Vasallentreue<sup>4</sup>. Gehorsam gegenüber einer religiös legitimierten Autorität trat an Stelle der Gefolgschaft in einem Stammes- oder Sippenverband. Denn es gab nun den *waltant got* (*Hildebrandlied*), einen allmächtigen Gott anstelle des humanoiden Wotan/ Odin, der tapfere Krieger, die im Kampf gefallen waren, an seiner Tafel in *Walhall* erwartete. Dieser *dæda Dēmend* ('Richter über die Taten', *Beowulf* 180) strafte sündige Menschen, die gegen seine Gebote verstoßen hatten (*Ludwigslied*). Anstelle von Walhall für die Tapferen trat das Paradies für die, die demütig (*diomuoti*, *samftmuoti*) gewesen waren. In der christlichen Unterwelt (*hella*) endeten diejenigen, die kein gottgerechtes Leben geführt hatten, während die Totengöttin *Hel* in der germanischen Unterwelt noch diejenigen verborgen hatte, die nicht heldenhaft im Kampf gestorben waren, die also nicht in Walhall einziehen durften<sup>5</sup>. Auf diese Weise ist einer der grundlegendsten Wandel in der germanischen Kulturgeschichte (natürlich nicht unerwartet) in der Geschichte des Wortschatzes dokumentiert.

## 2.2 Der Wandel des ahd. Wortschatzes durch Translation

In einem translationstheoretischen Ansatz lexikalischen Wandels muss eine Scheidung in Entlehnungen von *Konkreta* und in Translationsphänomene i.e.S. vorgenommen werden, die *Abstrakta* betreffen (Vermeer 1992: 117; nach Weisgerber 1933: 166). Green selbst deutet diese Eigenheit der Translation oft genug an, ohne den Kontrast theoretisch zu explizieren (Öhl 2002: 372). Lehnwörter sind zwar ökonomisch zu schaffen, aber nur im Falle von materiellen Objekten, Personen und anderen wahrnehmbaren Dingen effektiv (Green 1998: 284). Zur Wiedergabe früher unbekannter *Ideen* (oder *Konzepte*) sind in den germanischen Sprachen bekanntermaßen zahlreiche *Lehnprägungen* entstanden, die auf unterschiedliche Art dem eigenen Sprachmaterial neue Bedeutung verliehen (vgl. Betz 1974: 136ff; für eine detailliertere Differenzierung vgl. Vermeer 1992: 115ff).

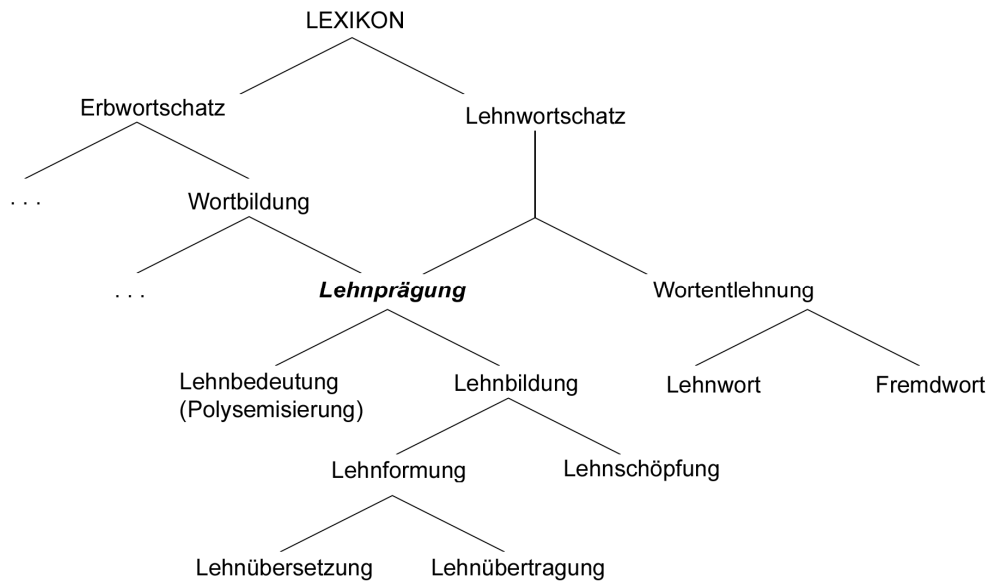
*Lehnprägungen* sind Wörter, bei denen Morphemen aus dem Inventar der Zielsprache die Bedeutungen von Morphemen der Ausgangssprache übertragen worden sind. Dies stellt einen Sonderfall der Wortbildung an der *Schnittstelle von Lehnwortschatz und Erbwortschatz* dar (vgl. Schaubild in 1). Betz (1974) unterscheidet *Lehnübersetzungen*, bei denen die Vorgabe mit eigenem Sprachmaterial exakt wiedergegeben wird, *Lehnübertragungen*, bei denen die Vorgabe mit sinngemäßen Äquivalen-

---

<sup>4</sup> Vgl. auch Bostocks (1960: 97f) Thesen zu den Konflikten christlicher und germanischer Ethik im Nibelungenlied. Hagens *triuwe* ist im althergebrachten Sinne zwar untadelig, da er stets seine Aufgaben als Vasall des Königshauses wahrnimmt; seine *triuwe* ist aber allein Vasallentreue. Dadurch gerät er in Widerspruch zur *humilitas*, weshalb auch er sich in Schuld verstrickt.

ten nachgebildet wird, *Lehnschöpfungen*, bei denen das eigene Sprachmaterial zur Bildung bedeutungsäquivalenter, aber nicht strukturparalleler Ausdrücke verwendet wird, und schließlich *Lehnbedeutungen*, wo bereits vorhandene, teils sinnverwandte vollständige Wörter die Bedeutung der Vorlage erhalten. Da die ursprüngliche Bedeutung im Laufe der Zeit verloren gehen kann, ist die anfängliche *Polysemisierung* oft nicht transparent.

(1)



(in Anlehnung an Betz 1974: 137)

Zur Veranschaulichung folgen Beispiele aus dem Neuhochdeutschen, die zum einen Teil neuere Bildungen in Anlehnung an das Englische oder Französische sind, sich zum anderen Teil aber auch aus ahd. Lehnprägungen entwickelt haben.

- (1) a. Lehnübersetzung: Rechner (*computer*), Drucker (*printer*); Einsiedel (*monachus*), Gewissen<sup>6</sup> (*conscientia*), Barmherzigkeit<sup>7</sup> (*miser cordia*);
- b. Lehnübertragung: Brenner (*to burn*), Wolkenkratzer (*skyscraper*); Halbinsel (*paeninsula*); Gehorsam (*oboedientia*)<sup>8</sup>;
- c. Lehnschöpfung: Laufwerk (*drive*), Bildschirm (*screen*), Weinbrand (*cognac*); Einsiedler (*eremita*), Fegefeuer (*purgatorium*);
- d. Lehnbedeutung: Ordner (*directory*); Geist<sup>9</sup> (*spiritus*), Hölle<sup>10</sup> (*inferna*), Sünde<sup>11</sup> (*peccatum*), Gott<sup>12</sup> (*deus*), Beichte<sup>13</sup> (*confessio*).

<sup>5</sup> Man beachte, dass hierzu die meisten Frauen gehören mussten, außerdem Kinder, Alte und Kranke.

<sup>6</sup> Das ahd. Kollektivpräfix *gi-* entspricht exakt dem lat. *con-*.

<sup>7</sup> Aus *armahērzi* (Kluge 2002).

<sup>8</sup> Zu *ob-oedire* 'Gehör schenken, gehorchen'.

<sup>9</sup> Urspr. '(schreckliches) überirdisches Wesen' – zu idg. *\*ǵheis-* 'aufgebracht, erzürnt' (Kluge 2002).

Betz (1974: 143) und Vermeer (1992: 119) heben hervor, dass die zentralen Begriffe des Christentums vorrangig durch Lehnbedeutungen wiedergegeben wurden, während Lehnbildungen dann entstanden, wenn es um weiterführende Inhalte ging. Zu den frühen ahd. Lehnprägungen gehörten das vielleicht unter gotischem Einfluss (vgl. Kluge 1909) entstandene *wīh* (vgl. nhd. *weihen*) und das Wort *heilag*, die beide Lehnbedeutungen zu *sanctus* darstellen. Während *\*wīh* im Germanischen das Profane vom Spirituellen in allgemeinerer Weise abgrenzte (Kluge 2002), bezeichnete *\*hail* ursprünglich ein mit weltlichem Erfolg assoziiertes Herrscherglück, das den Herrscher zu seinen Aufgaben befähigte – und auch legitimierte. Hatte es ihn verlassen, berechnete dies die Gefolgsleute auch schon einmal, einen anderen Führer zu wählen. Die Bedeutungsverschiebung bei beiden Wörtern war Ergebnis bewusster Translationsarbeit zur Wiedergabe einer bislang fremden Bedeutung. Dass für lat. Wörter zunächst mehrere deutsche Translate koexistierten, ist keine Seltenheit, da Autoren aus verschiedenen Schreibstuben diese Translate herstellten.

Die Sorgfalt, mit der ahd. Übersetzer nach adäquaten Termini für lateinische Wörter auch in verschiedenen Verwendungskontexten suchten, spiegelt sich in der Anzahl der von NOTKER III. LABEO in seinem Psalter verwendeten Übersetzungen für lat. *spiritus* wider. Er verwendete dafür 7 verschiedene Varianten, die bis auf die letzte allesamt Lehnbedeutungen sind: *geist*, *sela*, *sin*, *muot*, *wint*, *atum*, *geistlichā natura* (Betz 1957: 51; nach Vermeer 1992: 84).

Einige Lehnprägungen, die angesichts der Ähnlichkeit der beiden damaligen westgermanischen Varietäten auch für die deutschen Sprecher verständlich gewesen sein müssen, wurden bereits durch die angelsächsische Mission im 8. Jh. nach Deutschland gebracht. Viele sind bezeugt in *Isidor* und *Tatian*, doch konnten sich die wenigsten im Deutschen durchsetzen. Eine der Ausnahmen ist die Lehnbedeutung *geist* für *spiritus*, außerdem wurde das ältere *wīh* völlig durch *heilag* verdrängt. Dies ist umso erstaunlicher, als die importierte Lehnprägung *heiliger Geist* von einem germanischen Sprecher nur missverstanden werden konnte. Ein nicht mit christlicher Terminologie vertrauter Germane musste *ec gelobo in halogan gast* ('credo in spiritum sanctum') als "ich vertraue einem unverletzlichen Schreckbild" missverstehen (Vermeer 1992: 133; nach Frings 1966) – denn dies wäre die ungefähre vorchristliche Entsprechung dieser Wörter<sup>14</sup>.

---

<sup>10</sup> Zu germ. *hēl-* 'verbergen' (Kluge 2002); in Analogie zur germ. Unterweltsgöttin *hel*, s.o.

<sup>11</sup> Ahd. *sunta*; zu germ. *\*sunþ-/sund-* 'wahr, seiend' (Kluge 2002).

<sup>12</sup> Vgl. Kluge 2002: ahd. got; aus germ. *\*gub-* 'Gott'; ursprünglich offenbar ein Neutrum, dann bei der Übertragung auf den christlichen Gott allgemein zum Maskulinum geworden; vermutlich Abstraktbildung mit ableitendem *-t-* zu idg. *\*gheu-* 'gießen' (besonders bei Opferhandlungen).

<sup>13</sup> Ahd. *bijicht* entspricht im Bau zwar lat. *confessio*, existierte aber bereits vorchristlich in der Bedeutung 'feierliche Aussage' (Betz 1974: 160).

<sup>14</sup> So wird z.B. in dem von einem christlichen Autor verfassten *Beowulf* (8. Jh.) die Bezeichnung *gāst* für das Ungeheuer 'Grendel' verwendet.



Welche Formen letztlich erhalten blieben, ist nur in wenigen Fällen einfach zu erklären. Im frühchristlichen Gotisch des *Wulfila* lässt sich die Vermeidung heidnischer und weltlicher Termini wie des dämonischen *Geist* für *spiritus* und *háilag* (zum *Königsheil*, s.o.) für *sanctus* durch die noch geringe Sicherheit im Umgang mit dem Glauben erklären – zumal die frühen Christen zur ausgestoßenen Unterschicht gehörten (Green 1998: 365). Dies muss umso mehr für das im ahd. übliche *druhtin* (= Kriegsherr) für *dominus* gelten. Im Gegensatz dazu war das Christentum des angelsächsischen/ fränkischen 7. und 8. Jhs. nicht nur etabliert, sondern elitär. Da der neue Glaube zunächst hauptsächlich vom Herrscher mit seinen adligen Gefolgsleuten getragen und propagiert wurde, der darauf seinen Führungsanspruch begründete, verwundert es wenig, dass Termini aus der Sphäre der weltlichen Herrschaft in religiöse Texte Eingang fanden und sogar eine Analogie zwischen den beiden Heilsbegriffen hergestellt wurde.

*Translatio* – dies bedeutete weitaus mehr als sprachliche Übersetzungsarbeit. *Translatio* bezeichnete im Mittelalter die Übertragung der Kontrolle über Staat, Kirche und das Bildungswesen auf ursprünglich heidnische Herrscherdynastien. Dass hierbei neue Begriffe in die Sprache übertragen wurden, war darum nicht nur Translation im linguistischen Sinne. Die *translatio* von Inhalten lat. Texte in den ahd. Schreibstuben war Element einer globaleren Dimension dieses zentralen Terminus der zeitgenössischen Weltanschauung: *translatio* als Übertragung von weltanschaulichen Elementen zusammen mit der dahinterstehenden Bildung und vor allem politischer Macht. *Translatio* ist in der Phase des Mittelalters, deren Sprach- und Literaturgeschichte hier behandelt wird, ein in hohem Maße politisch-historischer Begriff.

## 2.3 Der Translationsbegriff im Mittelalter

### 1.1.1 *Translatio Imperii*

In zahlreichen mittelalterlichen Geschichtswerken, so z.B. in der hochmittelalterlichen *Chronica* des OTTO VON FREISING (~1150) begegnet uns *Translatio* als geschichtstheoretischer Terminus, der dazu dienen soll, die politischen Ansprüche des Kaisertums gegenüber der römischen Kirche zu rechtfertigen. Bei Otto steht dahinter die staufische Kaiseridee des Gottesgnadentums, die an die Reichsidee der vorausgehenden Dynastien bis zurück in die Karolingerzeit anknüpft. Diese wiederum hat ihre Grundlagen in den Schriften der frühmittelalterlichen Kirchenlehrer (vgl. Kartschoke 1990: 11ff).

Die *interpretatio christiana* der antiken Idee der *Weltreiche* und deren Übertragung von einem Volk auf das nächste fand ihre religiöse Legitimation in den Bibelkommentaren des HIERONYMUS (~347-420). Seine allegorische Deutung von *Dan 2* (vierteilige Gestalt) und *Dan 7* (vier Raubtiere) ergab die Beschränkung der möglichen Anzahl von Weltreichen auf vier; diese waren die der Assyrer, Perser, Makedonen und Römer. Seiner *Dekadenzidee* zufolge war die Herrschaft über das *Weltreich* auserwählten Völkern von Gott gegeben worden ('Deus transfert regna et constituit'; Kommentar zu

*Dan 2,21*), wurde durch ihn aber auch aufgrund von Machtmissbrauch weiter überantwortet ('Regnum a gente in gentum transfertur propter iniustitias et iniurias'; Kommentar zu *Sir 10,8*).

Auf dieser Konzeption fußte die sogenannte *Augustustheologie*, zentrales Element der *Historiarum adversum paganos libri VII* des OROSIUS (\*385?), die das Geschichtsbild des Mittelalters maßgeblich beeinflusste (vgl. Schmale 1985). So zeugt z.B. eine ae. Orosius-Übersetzung des 9. Jhs. von der Rezeption seiner Theologie in England, die bekanntermaßen vor allem durch die Rolle des englischen Leiters der karolingischen Hofschule ALKUIN (~730-804) konstituierenden Einfluss auf die karolingische Reichsidee hatte (vgl. Fleckenstein 1952: 21ff).

OROSIUS begründete die im gesamten Mittelalter vorherrschende Idealvorstellung der römischen Beherrschung der Christenheit, deren Fortführung bis zum jüngsten Gericht unausweichlich sei. Seit der Taufe Konstantins des Großen (337) entwickelt sich der Beinamen der römischen Kaiser, *Augustus*, zum heiligen Titel auch im christlichen Sinne, und er ist dies spätestens seit der Erklärung des Christentums zur römischen Staatsreligion durch Theodosius (391). Von Anbeginn (Krönung Karls des Großen am 25. 12. 800) an war der Name *Augustus* auch zum fränkischen Kaisertitel gehörig (vgl. Fleckenstein 1952: 95f; EINHARD, *Vita Caroli Magni* 28).

OROSIUS verknüpfte die Weltreichslehre mit der Heilsgeschichte und der Lehre der Weltzeitalter (*aetates mundi*) des AURELIUS AUGUSTINUS (354-430), von der die Erwartung der Endzeit abgeleitet wurde, die eintreten sollte, wenn sich die Geschichte der Menschheit durch die Verbreitung der frohen Botschaft im Weltreich erfüllt hätte. Die Heilsgeschichte beginnt bei ihm mit dem Übergang der Weltmacht auf das römische Reich. Hier wird die Menschwerdung Christi vorbereitet. Christus stirbt und erlöst die Menschen von ihren Sünden. Das römische Reich gewährleistet somit die Verbreitung der frohen Botschaft in der Welt.

Christlich getaufte Herrscher über Germanenreiche versuchten traditionell, ihre Fortsetzung der römischen Herrschaft historiographisch zu legitimieren (vgl. Schmale 1985), so z.B. auch der Ostgotenkönig THEODERICH DER GROBE, der noch vor 519 dem Historiker CASSIODOR (~485-580) seine *XII libri historiae Gothorum* in Auftrag gab, um die Berechtigung der Goten zu unterstreichen, die Nachfolge in der Herrschaft über Teile des römischen Reichs anzutreten. Den gleichen Zweck sollten die *Decem libri historiarum* des GREGOR VON TOURS für die Merowinger erfüllen (nach 573). Dieses Werk vermittelt eine heilsgeschichtlich motivierte Historie Galliens, die mit der Erschaffung der Welt beginnt. Bekanntermaßen hatte der fränkische Stammesfürst Chlodwig (482-511) seit 486 n. Chr. zunächst die Herrschaft des römischen Statthalters *Syagrius* in Gallien fortgesetzt.

Auch von ISIDOR VON SEVILLA (*Etymologiae* IX) und FREDEGAR (*Chronica* II, III) werden die Merowinger in eine Linie mit römischen Adelsgeschlechtern gestellt. Dies führt soweit, dass bei Fredegar der merowingische Namensgeber, die germanische Gottheit *Mer*, durch einen trojanischen Urahn ersetzt wird, der zusammen mit AENEAS aus dem brennenden Troja flüchtete. Hierdurch wird eine

Analogie zur römischen Mythologie hergestellt, die Aeneas in die Ahnenreihe des Gründers von Rom, des Romulus, stellt. Dies ist also eine offensichtliche reinterpretative Romanisierung des germanischen Sakralkönigtums der Merowinger, die unter anderem der Legitimation der Herrschaftsübernahme dienen sollte (vgl. Kartschoke 1990: 12; Schmale 1985).

Bereits GREGOR VON TOURS bezeichnet den Merowingerhof als *Palatium*, eine Bezeichnung, die bislang den Regierungszentren des römischen Reiches vorbehalten war (Staab 1990). Dieser Begriff wurde später zum zentralen Terminus der karolingischen Reichsverfassung, die dadurch die Einheit von religiöser Hoheit und Staatsräson unterstrich (*sacrum palatium*; vgl. Zotz 1990; Öhl 1994). Der Begriff *Palatium* mit all seinen Konnotationen kann als prototypisches Beispiel für die Verknüpfung von politischem/historischem und kulturellem Transfer mit der linguistischen Translation angesehen werden. Er leitet sich ursprünglich von der Bezeichnung des Hauses des ersten römischen Kaisers OCTAVIANUS AUGUSTUS auf dem Palatin ab und ist das Etymon des deutschen Wortes *Pfalz*, das das Mittelalter hindurch die Höfe des ständig auf Reisen befindlichen Kaisers bezeichnete und dank der späteren Kurfürstenschaft des Pfalzgrafen bei Rhein sogar in der Bezeichnung des heutigen Bundeslands Rheinland-Pfalz fortlebt (vgl. Staab (Hg.) 1990).

Explizit formuliert wurde die Idee der *translatio imperii* von den Römern auf die Franken in der Merowingerzeit zwar noch nicht<sup>15</sup>, weswegen in der Historiologie vorzugsweise von *imitatio* gesprochen wird (vgl. Fleckenstein 1952: 11). Diese Idee legte jedoch die Grundlagen für die spätere *translatio* sowohl de facto als auch de jure. Bekanntermaßen salbte 751 der angelsächsische Erzbischof BONIFATIUS den Vater KARLS DES GROßEN, PIPPIN, in einer religiösen Zeremonie zum König des Frankenreichs, was aufgrund der Dekadenz der Merowinger nun ausdrücklich unter Berufung auf die Translationsidee theologisch gerechtfertigt werden konnte. Die nächste logische Folge der *Augustus-Theologie* war die Krönung Karls durch Papst Leo III. zum *Imperator Romanum gubernans imperium* am symbolischen 25. 12. 800. Hiermit wurde die *translatio imperii Romanorum* auf das Frankenreich perfekt gemacht. Karl ist *defensor sacrae ecclesiae*, der einzige legitime Vorkämpfer der Christenheit (*Libri Carolini* des ALKUIN). Eine anonyme (evtl. auf Karls Biographen EINHARD zurückgehende) Hexameterdichtung im Stil Vergils vergleicht ihn mit *Aeneas*, bezeichnet ihn als *Augustus*, beschreibt den Bau der Aachener Pfalz als den des *neuen Roms* (vgl. Bandmann 1965). Bereits 794 war Karls Pfalz in Frankfurt als *sacrum palatium* bezeichnet worden (MG Cap. I, 74) – was später die übliche Bezeichnung für den Karlshof war (vgl. *De ordine Palatii* von HINCMAR VON REIMS, 9. Jh.; Gross & Schieffer 1980).

---

<sup>15</sup> Der Begriff erscheint erstmals in der *vita Willehadi* (~850). Vgl. LexMA, 'translatio imperii' (s. Auty et al.).

Zwar fand auch das Frankenreich nach mehreren Reichsteilungen und dem Aussterben der karolingischen Dynastie im 10. Jh. sein Ende. Die Translationsidee erhielt jedoch das mittelalterliche christliche Kaisertum am Leben. Am 2. 2. 962 wurde der sächsische Stammesherr OTTO I. zum Kaiser gekrönt, der sich offiziell als Nachfolger Karls des Großen bezeichnete (*translatio imperii Francorum*; vgl. Ehlers 1987: 40f). Er hatte sich bereits 936 in fränkischer Tradition, fränkische Tracht tragend, in Aachen zum deutschen König krönen lassen. Noch bei OTTO III. (983-1002) galt der *renovatio imperii Romanorum* ein Hauptaugenmerk der Reichspolitik.

Mit der *translatio imperii* ging auch unter den sächsischen Kaisern die Übernahme lateinischer Kultur und Literatur einher. Die spiegelt sich z.B. wider in der Anlehnungen an Motive aus SALLUSTS Geschichtsschreibung in den *Res gestae Saxonicae* des WIDUKIND VON CORVEY (~925-973), interessanterweise gerade an Stellen wie jener, wo der Übergang der Herrschaft an die Sachsen geschildert und gerechtfertigt wird; vgl. Beumann (1982):<sup>16</sup>

- (2) a. Verum ubi pro labore desidia, pro continentia et aequitate lubido atque superbia invasere, *fortuna simul cum moribus inmutatur*. Ita semper *ad optimum quemque a minus bono transfertur*. (Catilina II,5)
- b. *Fortuna, frater, cum nobilissimis moribus* Heinrico cedit, rerum publicarum *secus Saxones summa est*.  
 (...) Ipse enim vere rex erit et imperator multorum populorum. (RgSax I,25)

Die mittelalterliche Reichsidee war also in der Fortsetzung des römischen Kaisertums begründet. Mit der *translatio imperii* wurde jedoch durch das Konzept der *translatio studii* bewusst und gezielt die Weitergabe von Kultur und Bildung verbunden. Dieser Umstand lieferte die Grundlage für das translatorische Handeln im mittelalterlichen Literaturbetrieb und somit auch die linguistische Translation.

### 2.3.1 *Translatio Studii (Artium)*<sup>17</sup>

Ähnlich der politischen Translation existierte in Antike und Mittelalter die Idee einer Individualität des von Bildungszentrum zu Bildungszentrum wandernden *studium*; auch hier galt Dekadenz als Auslöser der Weitergabe (so bei CASSIODOR; ISIDOR VON SEVILLA; NOTKER I. BALBULUS VON ST. GALLEN). NOTKER konstruiert in seiner *Vita Caroli Magni* einen Stammbaum von Bildungszentren, von Athen über Rom bis Aachen. Er stellt Karl den Großen bewusst nicht nur als Erneuerer des Reiches, sondern auch als Inbegriff des der Bildung zugetanen christlichen Herrschers dar. Die Förderung von Kultur und Wissenschaft wird somit zum Korrektiv der Herrschermacht (vgl. Fleckenstein 1952: 90ff).

---

<sup>16</sup> Zur Rezeption heidnischer Schriftsteller durch Kleriker vgl. Kartschoke (1990: 18, 43): Diese wurde durch den Begriff der *anima naturaliter christiana* gerechtfertigt, der auf apologetische Schriften des TERTULLIAN († nach 220) zurückgeht. Auf diese Weise konnten PLATO, ARISTOTELES, BOETHIUS, VERGIL und SALLUST von christlichen Schriftstellern rezipiert werden. AUGUSTIN (*De civitate Dei* 1,5) bezeichnete SALLUST als *historicus nobilitatae veritatis*, HIERONYMUS und ISIDOR nannten ihn *auctor certissimus*. Cf. Büchner (1982).

Die *Hofschule* Karls galt als "Musterschule" (Fleckenstein 1952: 29). Sie hatte große anziehende Wirkung auf das gelehrte Europa und wurde von Gelehrten verschiedenster Nationalitäten geführt: ALKUIN (Angelsachse), THEODULF VON ORLÉANS (Westgote), PAULUS DIACONUS (Langobarde), PETRUS VON PISA, PAULINUS VON AQUILEIA und zahlreiche weitere. In der Hofschule entstanden lateinische Gedichte, in denen auch Parallelen zwischen KARL und dem alttestamentarischen König DAVID gezogen wurden (vgl. Fleckenstein 1952: 37f), dessen Namen er als Beinamen erhielt. Dies wird u.a. dadurch erklärt, dass David nicht nur einer der mächtigsten jüdischen Könige und Vorfahre des Messias war und infolge der allegorischen Deutung des Kampfes mit Goliath als Bekämpfer und Bezwiner von Satan gesehen wurde, sondern auch als besonders musisch und gebildet galt, selbst Psalmen verfasste und Patron der Musiker wurde (vgl. Steger 1961). Unter ihm wurde Jerusalem Hauptstadt und religiöses sowie kulturelles Zentrum der Juden. ALKUIN begründete Karls Führungsrolle im neuen römischen Reich explizit durch folgende Parallelen (MG epist. IV, Nr. 41, S. 176):

Danach sind es vier wesentliche Momente, die David einst gekennzeichnet hatten, und durch die Karl, der ebenfalls durch sie ausgezeichnet war, zu einem neuen David wurde: die Gotterwähltheit, im Zusammenhang damit: der rechte Glaube, den zu verkünden seine Aufgabe war, siegreiche Macht und gottverbundene Weisheit. Indem Christus selbst Karl damit ausstattete, hat er ihn zum rector et doctor und sogar zum praedicator populi bestellt. (Fleckenstein 1952: 37)

So schickte Aachen sich an, die Rolle als *ein neues Rom und Athen und Jerusalem* zu übernehmen (Fleckenstein 1989: 47). Die Architektur der Pfalzbauten in *Aachen* hatte mehrere antike Vorbilder, u.a. San Vitale in Ravenna, den imperialen Kultbau des Justinian in Konstantinopel und die Grabeskirche in Jerusalem. Die Pfalz wurde explizit mit den Tempelanlagen in *Jerusalem* verglichen, und Karls Biograph EINHARD, der auch einer der Architekten am Karlshof war, führte den Beinamen BESELEEL, des überlieferten Tempelbaumeisters in Jerusalem (vgl. Bandmann 1965).

In gleichem Maße, wie die Hofschule ihre Anziehungskraft in Europa ausübte, strahlte sie ihre Wirkung auf die Zentren von Bildung und Missionierung im Frankenreich aus. Dies schlug sich in der Gründung von zahlreichen Kloster- und Domschulen als Ablegern des karolingischen Bildungsapparats nieder (vgl. Fleckenstein 1952: 39f). Bereits im 6. Jh. hatte die Missionierung von Franken, Alemannen und Bayern durch irische Mönche wie Columban, Kilian oder den heiligen Gallus, auf dessen Einsiedelei das spätere Kloster St. Gallen zurückgeht, begonnen. Mit dem Übergang des Reiches an die karolingische Dynastie wurde die (jetzt angelsächsische) Missionstätigkeit noch verstärkt. Der Angelsachse Bonifatius, Missionar und päpstlicher Legat, Gründer des Klosters Fulda, stellte nicht nur den engen Kontakt zwischen Rom und dem karolingischen Hof her, sondern begründete auch die Tradition der Verbreitung des *studium* zusammen mit der des christlichen Glaubens. Dies geschah mithil-

---

<sup>17</sup> Vgl. Worstbrock (1965); LexMA, 'Translatio Studii' (in: Auty et al. ).

fe der zahlreichen Klosterschulen im gesamten Reich, die noch vor Beginn des 9. Jhs. in den alten Stammesherzogtümern gegründet wurden (vgl. Fleckenstein 1952: 14). Die bedeutendsten Klöster im deutschsprachigen Raum waren seinerzeit:

**Franken:** Würzburg, Fulda, Lorsch, Mainz, Weißenburg;

**Alemannien:** St. Gallen, Reichenau, St. Murbach;

**Bayern:** Salzburg, Freising, Regensburg (St. Emmeram), Wessobrunn.

Wie später auch im Stammesherzogtum Sachsen, so schufen die Franken in den eroberten Ländern bewusst geistliche und kulturelle Zentren, zwischen denen geistiger Austausch stattfand und über all denen die Hofschule Karls stand (vgl. Fleckenstein 1952: 39f). Die Klosterschulen hatten ihre tragende Funktion jedoch nicht nur im Kulturbetrieb. In der Hofschule wurden auch die maßgeblichen Gesetzessammlungen des Karolingerreiches vorbereitet, die sogenannten *Kapitularien*. Diese wurden durch die *missi dominici* im Reich verbreitet (s.u. 3.4), was ohne die Existenz der Klöster, die über das gesamte fränkische Herrschaftsgebiet verteilt waren, nicht durchführbar gewesen wäre (vgl. Fleckenstein 1952: 40).

Eine besondere Rolle kam ab 796 der Klosterschule von Tours zu, als ALKUIN dort Abt geworden war. Dort war er Lehrer von HRABANUS MAURUS, dem späteren Lehrer (808) und Abt (822) in *Fulda*. Dieser unterrichtete dort wiederum WALAFRIED STRABO, den späteren Abt der Reichenau, und den Evangeliendichter OTFRIED VON WEISSENBURG. Sowohl HRABANUS als auch WALAFRIED gehörten zeitweise zum kaiserlichen Hofstaat. Vor diesem Hintergrund erklärt sich somit der hohe Grad der Organisation des karolingischen Bildungs- und Literaturbetriebs durch die personelle Verflechtung von Hof und den zahlreichen Klosterschulen (vgl. auch Fleckenstein 1989).

Zahlreiche literarische Werke dieser Zeit, wie die Übersetzung von *Tatians* 'Diatessaron' oder die Evangeliendichtung '*Heliand*', entstanden so in der Sphäre des karolingischen Hofes, für den sie neben Verbreitung des Glaubens auch eine zentrale Rolle beim Ausbau seiner Macht spielten (näher erläutert in 3.4). Dies war aber nur möglich durch die Entstehung von Schriftsprachen ('Schreibdialekten'), die die Translation lateinischer Inhalte in die volkssprachlichen Idiome ermöglichten. Diese deutschen *Protoschriftsprachen* begegnen uns in der frühesten vernakularen Literatur. Eine integrative Theorie translatorischen Wandels, für die hier plädiert wird, ist in der Lage, sowohl deren Existenz als auch deren Gestalt durch das Zusammenwirken geistesgeschichtlicher und linguistischer Analyse zu erklären.

### **3 Zur Motivation der Erschaffung einer ahd. Schriftsprache**

#### **3.1 'Die' althochdeutsche Sprache**

Ogleich das Fehlen von Standards im mittelalterlichen Deutsch und auch die Herkunft der heutigen Nationalitätsbezeichnung 'Deutsch' hinlänglich bekannt sein dürften (vgl. die Aufsätze in Eggers

1970), soll dieser Abschnitt mit den wesentlichsten Daten eingeleitet werden, die für das Verständnis der Entwicklung der ahd. Schriftsprache zentral sind.

Der seit 786 in lateinischen Quellen bezeugte Terminus *theodiscus* und seine deutschen Entsprechungen für germanische Sprachen wurden von den Literaten in der Karolingerzeit niemals zur Selbstidentifikation verwendet. Das lat. Lehnwort aus dem Germanischen, dessen 'vordeutsche' Entsprechung *\*þeudisk* (< Germ. *\*þeudo-* 'Volk') wäre und das (?) sich erst im Laufe späterer Jahrhunderte zum ethnischen Begriff entwickelte (erstmal *diutschi liute* im *Annolied* um 1080; *die Diutiscen* in der *Regensburger Kaiserchronik*, ~1150; Kartschoke 1990: 31), bezeichnete, von Franken, Bayern, Angelsachsen etc. ausgesprochen, zunächst nichts anderes als die eigene Sprache in Abgrenzung zu Latein (vgl. Kluge 2002, 'deutsch'). In unabhängigen Kontexten bezeichnete z.B. OTFRIED VON WEISSENBURG (~800-870) seine Sprache stets als *fränkisch*. In einem Brief an Bf. LIUTBERT VON MAINZ klagte er, diese Sprache sei *ungeeignet, aufgeschrieben zu werden*, zudem unästhetisch und *fehlerhaft für die Wiedergabe schöngestigen* oder gar *theologischen* Inhalts (vgl. Kartschoke 1990: 24, 31; Haug 1983: 54). Eine 'deutsche' Gelehrtensprache war zu jener Zeit noch weniger existent als in den darauf folgenden Jahrhunderten bis zum Ausklang des Humanismus. OTFRIED stand wie seine schreibenden Zeitgenossen vor dem Problem, dass er die Sprache, in der schreiben wollte, erst selbst schaffen musste.

### 3.2 Zur Frage der Schulsprache

Die Antwort auf die Frage, weswegen ein deutscher Schriftstandard nicht existierte, ist bekannt: Auch in den Kanzleien germanischer Herrscher wurde Latein geschrieben. Wie Haug (1983: 51) bemerkt, war die Existenz einer vernakularen Schriftkultur für den karolingischen Kultur- und Regierungsbetrieb per se bedeutungslos, da durch die bereits vollzogene kulturelle Überlagerung das Lateinische sämtliche Funktionen erfüllte, für die ein Schrifttum erforderlich war, i.e. Verwaltung, Dokumentation, Religion, Wissenschaft.

Die Verbreitung von Religion und Bildung hatte im Karolingerreich deshalb eine mehrfache Barriere zu überwinden, die in der einschlägigen Literatur traditionell auf folgende Gegensätze des Lateinischen und der/den deutschen Sprache(n) zu reduzieren versucht wird (vgl. Haug 1983: 52):

- (3) Latein vs. Vulgärsprache
  - schriftlich vs. mündlich
  - geistlich vs. profan
  - klerikal vs. laikal
  - gelehrt vs. ungelehrt

Schrift-, Kirchen- und Gelehrtensprache waren demnach deckungsgleich und standen der illiteraten Laien- und Volkssprache gegenüber (vgl. auch Sonderegger 1985). Latein wurde (wie in den meisten

Kanzleien noch bis ins 19. Jh.) als internationale Schriftsprache in Urkunden, Briefen und auch Büchern verwendet, während die 'Volkssprache' allein mundartlich existierte und nur vereinzelt, in Form von erläuternden Ergänzungen und Glossen, auch in Schrift auftauchte. Da es ahd. Schriftsprachen nicht gab, konnten die langsam entstehenden Übersetzungssprachen zunächst auch nur mundartlich sein.

Die Verbreitung der Lehre und die Pflege des *studium* sollten im Frankenreich eng miteinander verknüpft werden. Die Bildung aber kam als Direktimport von einer römisch-katholisch denkenden und lateinisch sprechenden Kultur, nach deren Vorbild das klerikale Leben im Frankenreich organisiert werden sollte. Die früheste ahd. Literatur ist darum nicht Beginn der deutschsprachigen Wiedergabe religiöser Inhalte, sondern dokumentiert die Annäherung an lateinische Texte verschiedener Art. Hiermit ging das Schreibenlernen durch die Mönche in den Klosterschulen Hand in Hand, jedoch nicht auf Deutsch, sondern auf Latein.

Der *Abrogans*, das sog. *erste deutsche Buch* (*Freising*, nach 765), ist eine Übersetzungsarbeit, die "lateinisch schreibenden Deutschen die Benutzung eines alphabetischen lateinischen Synonymenwörterbuchs erleichtern und den Stil mit kostbaren Worten verschönern" sollte (Baesecke 1950: 106; vgl. Vermeer 1992: 112). Nach mehreren Überarbeitungen entstand daraus das *pseudohrabanische Glossar* (*Regensburg*, nach 790), das lateinische Lemmata und Synonyme alphabetisch getrennt aufführt. Es ist somit das erste lateinisch-deutsche Wörterbuch.

Dass Glossen und auch Wörterbücher anfangs nicht dazu dienten, lateinische Texte ins Deutsche zu übersetzen, sondern nur, sie zu verstehen, zeigt die Übersetzungstechnik: Wo kein deutsches Pendant vorhanden war, wurden Lehnprägungen (s.o. 2.1) geschaffen. Wo das lat. Wort nicht verstanden wurde, ließ man meist das lateinische Synonym stehen. Von den 695 nur durch den *Abrogans* bezeugten Wörtern sind die meisten mit größter Wahrscheinlichkeit nie in der Volkssprache verwendet worden (vgl. Vermeer 1992: 114f).

Zum Zwecke der Lehre wurden um das Jahr 800 in der Tat sehr viele Glossare und Interlinearversionen zu lat. Texten vorrangig religiösen Inhalts angefertigt (*GREGORS Homilien* und *Cura Pastoralis*; *OROSIUS*; *Carmen ad Deum* (ALKUIN?); Bibeltexte: *Psalmen*, *Lukas-Evangelium*). Die *Benediktinerregel* aus dem Kloster *Reichenau* (zw. 790 u. 800) nimmt hier eine Sonderstellung ein, da das erste Drittel eine regelrechte Interlinearversion ist, die dann sukzessive in sporadischere Glossierung übergeht. Vermeer (1992: 127f) vertritt die These, dass der Skopos (das Ziel des Übersetzens) zunächst in der Vermittlung des Inhalts lag, mit dessen Erlernung aber auch die Sprache erworben werde; Im Laufe ihres Studiums benötigten die Novizen immer weniger Verständnishilfe, um die *Benediktinerregel* zu lesen, weswegen die Dichte der Glossierung sukzessive abnehme.

Des Weiteren wurden grammatische Texte und andere Fachliteratur (Medizin, Naturwissenschaft) sowie die *Kapitularen* und *Canones* glossiert, außerdem auch antike Dichter (VERGIL,



PRUDENTIUS, SALLUST, SEDULIUS u.a.), die als Unterrichtsmaterial an Klosterschulen (Lohmeyer 1930: 42ff: "Profanunterricht als Vorbildung für religiös theologische Studien"; nach Vermeer 1992: Anm. 39) verwendet wurden. Der Skopos der Glossare war also die Vermittlung von Latein, die glossierten Texte waren Unterrichtsmaterialien der Klosterschulen.

Dies zeigt, dass es niemals das Ziel war, die deutsche Sprache und damit deutschsprachige Literatur in den Klosterbetrieb zu integrieren. Ein vernakularer Code für den Klerus oder für die Wissenschaft sollte nie geschaffen werden. Latein blieb als 'heilige Sprache' auch die Sprache der Kloster- und Domschulen. Aus diesem Grunde entwickelte sich niemals ein deutscher Wortschatz für Belange des religiösen Lebens. Alle heutigen Bezeichnungen aus der Klosterkultur sind darum Lehnwörter: *Kloster, Küster, Mönch, Münster, Nonne, Pfarrer, Pfaffe, Altar, Kanzel, Kreuz, Lektor*<sup>18</sup>. Hierdurch ergab sich das Problem, dass dem Klostersnachwuchs zur Erlernung von Doktrin, Liturgie und Exegese Latein beigebracht werden musste. Die frühesten ahd. Schriftzeugnisse sind also nichts anderes als Hilfsmittel für den Umgang mit geschriebenen lateinischen Texten. Deutschsprachige Literatur musste hierzu nicht geschaffen werden. Wozu aber entstand das deutschsprachige Schrifttum dann überhaupt?

### 3.3 Althochdeutsches Schrifttum als Selbstzweck?

Vernakulares Kulturgut wurde traditionell mündlich überliefert. Obgleich Quellen darauf schließen lassen, dass, um auch diese aufzuzeichnen, bereits zu karolingischer Zeit Versuche unternommen wurden<sup>19</sup>, ist die Entstehung eines ahd. Schrifttums zum Selbstzweck wenig wahrscheinlich. Dagegen spricht auch die Zurückdrängung des heidnischen (germanischen) Kulturguts von ALKWIN (Haug 1983: 52) über OTFRIED (ibid. 54) bis ins Hochmittelalter (vgl. Kartschoke 1990: 54).

Haug (1983) beschreibt die Entstehung vulgärsprachlichen Schrifttums als Ergebnis der Überlagerung der Oppositionen in (3) (S. 23) in der Auseinandersetzung und im Zusammenspiel mit der lateinischen Tradition. Ob dadurch jedoch von Anfang an die Schaffung eines "dem Latein ebenbürtigen Mediums für das Wort Gottes und zur Darstellung der theologisch-philosophischen Tradition" (Haug 1983: 54) bewusst angestrebt wurde, kann mit Recht angezweifelt werden.

Im Gegensatz zu Haug ist u.E. das zu beobachtende stilistische Gefälle von der translatorisch außergewöhnlich hochwertigen Isidor-Gruppe (*Monseer Fragmente*) zu anderen zeitgenössischen religiösen Texten nicht als der steigende Erfolg von Bemühungen der Hofschule um ein adäquates

<sup>18</sup> Letztere beiden wurden von WULFILA beispielsweise mit den germanischen Wörtern *galgan* und *laisar* bezeichnet.

<sup>19</sup> EINHARD erwähnt in seiner 'Vita Caroli Magni' die Aufzeichnung von *barbara et antiquissima carmina* und einer *grammatica patrii sermonis*, wovon aber nichts erhalten zu sein scheint; vgl. Buchner (1962). Auch existiert das zweifelhafte Zeugnis über *deutsche Gedichte* von der Reichenau vor 850 (vgl. Kartschoke 1990: 55). Erhalten sind hingegen die *Merseburger Zaubersprüche* und das ahd. *Hildebrandlied* aus Fulda (um 800), das jedoch mit den politischen Verhältnissen im Reich in Verbindung gebracht werden kann; s.u. Abs. 4.

Schriftdeutsch und eine qualitativ hochwertige vernakulare Literatur zu interpretieren. Es besteht vielmehr eine enge Interdependenz von Skopos und Übersetzungsstrategie (vgl. Vermeer 1992: 86; Eggers 1963).

(...) der Unterschied zwischen freier, sinngerichteter und der vermeintlich ungeschickten, am lateinischen Vorbild klebenden Übersetzung offenbart zwei völlig verschiedene geistige Haltungen angesichts der gestellten Aufgabe. Die sich so eng wie möglich an den lateinischen Text halten, tun das mit voller Absicht. Wäre es wirklich Mangel an Können, dann müsste man mehr als drei Viertel aller ahd. Übersetzungen als Stümpelei erklären (...).  
(Eggers 1963: 202)

Der Skopos der frühen ahd. Übersetzungen war niemals die Schaffung von Texten in eigenständigem 'guten' Deutsch, sondern die *Translation des Wesentlichen* zum Zwecke der erfolgreichen Inhaltsvermittlung. Für die Definition des *Wesentlichen* bei der Übersetzungstätigkeit stand aber eine theologische Autorität in Person des Kirchenlehrers HIERONYMUS, der seinerzeit die *Vulgata* in Auftrag gegeben hatte, die seither einzige im lateinischen Christentum gültige Übersetzung der Bibel. Er hatte in seinem Brief *Ad Pammachium de optimo genere interpretandi* (Ep. LVII)<sup>20</sup> dafür plädiert, die Heilige Schrift möglichst wörtlich zu übersetzen, da in ihr selbst die Wortstellung ein Mysterium sei (vgl. Vermeer 1992: 93). Für andere Texte rechtfertigte er in diesem apologetischen Schreiben jedoch die Übersetzungsstrategie, *non verbum e verbo* zu übersetzen, *sed sensum exprimere de sensu* (Vermeer 1992: 146). Der Brief lehnt sich bereits im Titel an CICEROS Schrift *De optimo genere oratoris*<sup>21</sup> an (vgl. Limbeck 2004: 5f).

Für dieses Prinzip beruft sich Hieronymus unter wörtlicher Anführung auf [...] Cicero [...]. Für die Beschreibung von Übersetzungsproblemen, die durch die grammatikalischen und stilistischen Eigenheiten verschiedener Sprachen entstehen, verweist er auf einen eigenen Text, die Vorrede zu seiner Übersetzung der Chronik des Eusebius. Als Übersetzungsziel formuliert er, die Übersetzung müsse die sprachliche Eleganz der Vorlage widerspiegeln. Wenn für ein bestimmtes Wort in der Zielsprache kein prägnanter Ausdruck zu finden sei, müsse der Umweg über Paraphrasen genommen werden. Wann immer man freilich angesichts der unterschiedlichen grammatikalischen Formen und stilistischen Mittel wörtlich übersetze, entstehe Unsin.  
(Limbeck 2004: 7)

Aus dem Gebrauch der Termini in Ciceros Schrift lässt sich nach Limbeck (2004: 5f) eine "Differenzierung von *interpretatio* im Sinne der Verdolmetschung in Gebrauchssituationen [...] und *translatio* im Sinne der stilgerechten Übertragung ästhetisch qualifizierter Texte erschließen". Hiervon lässt sich zwar nicht zwingend die exakt gleiche Deutung der beiden Termini bei Hieronymus ableiten. In seiner Vorrede zur *Vulgata* betont er wiederholt das Ziel der Vorlagentreue bei der *translatio*. Es ist jedoch offensichtlich, dass auch für ihn bei der *Translation* unterschiedliche Maßstäbe galten – was sich offensichtlich auf die Arbeit der jüngeren, ahd. Translatoren übertrug.

---

<sup>20</sup> HIERONYMUS, *Epistulae*, pars I: *Epistulae* I.LXX, hg. v. Isidor Hilberg, editio altera, Wien 1996 (*Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum* 54), 506-526. Originalzitat: "libera voce profiteor me in interpretatione Graecorum absque scripturis sanctis, ubi et uerborum ordo mysterium est, non uerbum e uerbo, sed sensum exprimere de sensu."; nach Limbeck (2004: 7).

So beobachtete auch Eggers (1963: 203), dass Bibelzitate im *Isidor* wesentlich wörtlicher wiedergegeben sind als andere Passagen. Auch die in der Isidor-Gruppe überlieferte Matthäus-Übersetzung stellt letztlich eine "vervollkommnete Interlinearversion" dar (Vermeer 1992: 142). Auch wenn einzelne Übersetzungen aus der Hofschule von vergleichsweise ungewöhnlicher Qualität sein mögen, dokumentieren sie noch nicht die Entstehung dessen, was 'deutsche Literatur' zu nennen ist, sondern die Bemühungen um Annäherung an und die Vermittlung von lateinischer Sprache sowie die Inhalte religiöser Literatur. Ab dem Zeitpunkt, als die Translation den laikalen Bereich erreichte, hatte diese Annäherung jedoch weiter reichende linguistische Auswirkungen.

### 3.4 Politische Kontrolle und Missionierung

Die Entstehung der Klosterkultur auf dem Boden des fränkischen Reiches bildete nur den Anfang der Translation römisch-katholischer Kultur und Sprache in den späteren deutschen Sprachraum. Wie im vorigen Abschnitt dargestellt, hätten der Bildungsbetrieb und der Verkehr zwischen Kaiserhof und den Kloster- und Domschulen für sich auch ohne ahd. Schrifttum funktionieren können. Da die Christianisierung jedoch eines der wichtigsten Mittel der politischen Kontrolle darstellte, gehörte die Verbreitung und Erhaltung des Glaubens nicht nur zur Herrscherlegitimation, sondern war auch essentiell für dessen Machterhaltung. "Die Treue gegen Christus und den König war (...) im Grunde eins" (Fleckenstein 1952: 67). Karl sah sein Kaisertum durch die Aufgabe legitimiert, *dem Volk Gottes den Weg zu bereiten* (Admonitio Generalis; MG Cap. I, 53). "Das letzte Ziel von Karls Kulturpolitik war so nichts anderes als das letzte Ziel seiner Herrschaft überhaupt" (Fleckenstein 1953: 26).

Autoritäre Maßnahmen wie Zwangstaufen, militärisches Einschreiten und das Vernichten germanischer Kultstätten waren nicht auf Dauer Erfolg versprechend. So konnte auch das Fällen der Donar-Eiche 724 bei Fritzlar durch Bonifatius (~672-754) nicht verhindern, dass noch Anfang des 9. Jhs. selbst christliche Priester heimlich Donar verehrten (Vermeer 1992: 90). Die "Christianisierung von Innen" konnte sich nur vollziehen, wenn die religiösen Inhalte das gesamte Volk erreichten.

Zur Organisation seines Staates, insbesondere auch der Kirchenpolitik, ließ Karl bekanntlich zahlreiche Gesetze verfassen, die in Form von *Capitula* niedergeschrieben wurden: *capitulare primum* (771), *epistola de litteris colendis* (780-88; vgl. Fleckenstein 1952: Anm. V/7), *admonitio generalis* (789), *capitulare missorum* (802), *capitulare a sacerdotium proposita* (802?), *capitula de examinandis ecclesiasticis* (802?). Neben allgemeinen Vorschriften hatten sie die Pflege religiöser Riten, von Katechese und Homilese, zum Inhalt. Dem Volk sollten das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, der Sinn

---

<sup>21</sup> CICERO, 'De optimo genere oratoris'. In: *M. Tulli Ciceronis Rhetorica*, in: A.S. Wilkins, Bd. 2, Oxford (1978).

von Taufe und Beichte in Wortlaut und Bedeutung beigebracht werden (vgl. Fleckenstein 1952: 15f; 45).

Die Kapitularien wurden durch die *missi dominici*, durch die der Kaiserhof mit der Außenwelt Kontakt hielt, an den Höfen im Reich verbreitet. Durch die Abfassung der Kapitularien durch die Angehörigen der Hofkapelle (i.e. Kanzlei; vgl. Fleckenstein 1959) in Latein ergab sich jedoch ein zirkuläres Problem. Eine deutsche Schriftsprache existierte ja nicht, die Zusammensetzung der Hofkapelle war wie die der Hofschule international, zudem entsprangen die in den Kapitularien abgefassten Ideen der römisch-katholischen Kultur, deren Sprache das Lateinische war.

Die *missi* setzten sich in der Regel aus einem geistlichen und einem weltlichen Adligen mit Gefolgschaft zusammen. Die standesbedingte Zweisprachigkeit der klerikalen *missi* war eine ihrer wesentlichsten Qualitäten. Die Schwierigkeit ihrer Aufgabe kann kaum überschätzt werden: Während der Austausch zwischen der Hofschule und den Klosterschulen dank der Homogenität von Ideologie und Sprache ein Netz weltferner, romanisierter Bildunginseln geschaffen hatte, mussten die *missi* die theoretisch geplante Translation in die Praxis umsetzen und das, was in den vergangenen Jahrhunderten gewachsen war und nun in Form römisch-katholischer Theologie und deren Ideen vorlag, an Menschen vermitteln, denen traditionell nicht nur diese Ideen, sondern auch jeder Begriff davon fremd waren. Hierzu gehörten jedoch im Reich fast alle, die nicht direkt mit dem karolingischen Bildungswesen in Verbindung standen (vgl. Kartschoke 1990: 17).

Es ist naheliegend, dass die "Sondersorten des Dolmetschens und vom Blatt Übersetzens" durch die *missi dominici* als eine der frühesten ahd. Übersetzungsformen gelten können (vgl. Vermeer 1992: 94). Auf nächster Stufe folgten die verschriftlichten Taufgelöbnisse, die als erste religiöse Gebrauchstexte überliefert sind. Eine fränkische Version muss es bereits vor 785 gegeben haben, die dann einem altsächsischen Taufgelöbnis als Vorbild gedient haben kann. Die aus translatorischer Sicht mit interessanteste Passage ist jene, in der der Täufling 'Satan, seinen Werken und seinem Prunk' abschwören soll (vgl. Vermeer 1992: 133):

(4) (Abrenuntias Satanae et omnibus operibus ejus et omnibus pompis ejus?)

. . . *ec forsacho allum diobeles uuercum and uuordum, Thunaer ende Uuôden ende Saxnôte ende allum thê m unholdum thê ira genôtas sint .*

(Braune & Helm 1969: 134)

Da ein westgermanischer Laie mit Phrasen wie 'des Teufels Werke' wahrscheinlich nicht viel anfangen konnte, wurde ihm mit der Aufzählung germanischer Gottheiten und von 'mit ihnen verbündeten Ungeheuern' eine konkrete Vorstellung davon geliefert, wovon er eigentlich ablassen sollte. Obgleich es sich also bei dieser Version nicht um eine wörtliche Übersetzung des Satzes aus dem Taufgelöbnis handelt, ist sie – um so mehr – Ausdruck translatorischer Handlung.

Diese Basisarbeit war es, die der Hofschule schließlich die Notwendigkeit echter Übersetzungen vor Augen führte. Es bedurfte der differenzierten Translation lateinisch kodierter römisch-katholischer

Inhalte in Versionen, die dem Denken und der Sprache der in germanischer Tradition aufgewachsenen Laien gerecht wurde. Die Untertanen sollten die wesentlichen christlichen Gebetsformeln nicht nur aufsagen können, sondern auch verstehen (Aufforderung, das Vaterunser zu lernen, in der *admonitio generalis*; vgl. Fleckenstein 1952: 45). Ursprünglich sollten sie auf Latein und Deutsch gelernt werden, schließlich aber nur noch auf Deutsch. Klosterschulen bekamen die Aufgabe, das Vaterunser und das Credo in die jeweilige Mundart zu übersetzen. Die ältesten überlieferten Versionen stammen aus St. Gallen (~790), kurz darauf folgten Versionen aus Freising und Weißenburg.

Eben diesen Zweck erfüllte auch der Weißenburger Katechismus (~800), der zwischen lateinischen Gebeten vier 'deutschsprachige' Einschübe enthält: Das Vaterunser, die Todsündenliste, das *athanasianische Credo* und das *Gloria*. Dass im Credo das deutsche Wort *al-lîh*<sup>22</sup> für lat. *catholicus* verwendet wird und nicht das üblichere Lehnwort ('ich glaube an die heilige *katholische* Kirche'), zeigt, dass der Skopos der Übersetzung das Verständnis des Begriffs für den Nicht-Lateiner ist. Das Gleiche gilt für die ab dem 9. Jh. auftauchenden Beichtformulare (Lorsch, Fulda, Mainz, Reichenau, Essen etc.; insges. 33 verschiedene Exemplare), die auf lateinische Vorlagen zurückgehen. Desgleichen sollten auch liturgische Gebete von Laien gesprochen und verstanden werden können. Noch wichtiger als für die Liturgie war die sorgfältige Translation jedoch für die Doktrin. Der Geistliche sollte im Rahmen von Messen die katholische Lehre an die Gemeinde weitergeben. Es hatte sich gezeigt, dass die Heiligkeit der Texte, die Schriftsprachlichkeit der lateinischen Vorlage und nicht zuletzt die Schwierigkeit der Translation nicht die Übersetzung durch spontanes Dolmetschen bewerkstelligen ließ. Dies führte letztendlich zur Notwendigkeit der Ausarbeitung von ahd. Versionen in den karolingischen Schreibstuben.

Deutsche Predigten waren noch bis ins 13. Jh. lateinischen Vorlagen nachgestaltet (vgl. Vermeer 1992: 139). Zumindest der zweite Teil des *Wessobrunner Gebets* (vor 790), das die Welterschöpfung behandelt, ist mit großer Wahrscheinlichkeit die Übersetzung einer lat. Gebetsformel (Vermeer 1992: 167ff). Eine Sammlung von Versionen liturgischer und theologischer Texte liegt in den sog. *Monseer Fragmenten* (~800) vor: Sie enthalten neben dem Isidor-Traktat *De fide Catholica ex vetero et novo testamento contra Iudaeos* Teile des *Matthäus-Evangeliums*, eine *Homilie* und eine *Predigt* des AUGUSTINUS. Auch die Übersetzung von Texten wie der *Exhortatio ad plebem christianum* des ISIDOR VON SEVILLA (lat. Fassung im *capitulare missorum* (802); Übersetzung aus Freising bald danach) konnte ein Hilfsmittel sein, einer deutschsprachigen Gemeinde religiöse Inhalte nahezubringen. Es ist somit durchaus naheliegend, dass die von Haug (1983: 53f) als *Musterübersetzungen* bezeichnete

---

<sup>22</sup> Ahd. *al-lîh* 'allgemein, überall gültig' (Vermeer 1992: 138); zu germ. \**leika*- 'Gestalt'; \**ga-leik*- (Adj.) 'die gleiche Gestalt habend' (vgl. Kluge 2002: 'gleich').

ten ahd. Texte in den Bildungszentren geschaffene Vorlagen für deutschsprachige Predigten oder Dispute waren.

Hierzu passt auch die These von de Boor (1957: 32), dass die Originalversion der Übersetzung des Isidor-Traktats eigens für die antiadoptianischen Konzilien von Regensburg (792) und Frankfurt (794) geschaffen worden ist. Durch zahlreiche Abweichungen der Isidor-Übersetzung von der Vorlage, sowohl quantitativ (erklärende Zusätze, rhetorisches Gewichten) wie auch qualitativ (Begrifflichkeit), dokumentiert sie erstmalig die Schaffung einer umfangreichen Translation, die nicht dem Verständnis des Ausgangstextes, sondern der Vermittlung seines Inhalts dient (Boor 1957: 33). Die systematische Graphemik und die weitgehende Abwesenheit mundartlicher Merkmale legt die Produktion des Textes in der Kanzlei oder Hofschule Karls des Großen nahe (vgl. Haug 1983; Vermeer 1992). Er war unter anderem in Auftrag gegeben worden, um die Funktion der Karolinger als Förderer und Verteidiger des Glaubens zu stützen.

Die Vermittlung religiöser Inhalte war auch der Skopos, als die literarische Tätigkeit der Karolingerzeit ihren zweiten Höhepunkt erreichte. Ab etwa 822 wurde HRABANUS MAURUS' Klosterschule in *Fulda* zum neuen Bildungszentrum im Frankenreich (Vermeer 1992: 152f). Gleichzeitig kam es zu einem Wiederaufblühen der Übersetzungsarbeit. Es gab nun auch deutsche Versionen von *Messkannons*, während bislang der letzte Teil der Messe stets in lateinischer Sprache abgehalten worden war (Vermeer 1992: 152). Das bekannteste Produkt dieser Schule dürfte aber die Übersetzung der Vulgatabasierten lat. Übertragung des *Diatessaron* des Syrers *Tatian* durch mehrere Mönche in Fulda sein (~830). Die Besonderheit dieser Übersetzung besteht in der Balance zwischen Interlinearversion und freierer Übersetzung durch die sowohl um Worttreue wie verständliches Deutsch bemühten Translatoren (vgl. Eggers 1963 I, 207).

Ob hierbei das Ziel, 'deutsche' Literatur zu erzeugen oder aber eine adäquate Grundlage für den Religionsunterricht zu schaffen, mehr im Mittelpunkt stand, braucht an dieser Stelle nicht diskutiert zu werden. Ab dem Zeitpunkt, als Übersetzungsliteratur gezielt hergestellt und verwendet wurde, um die nicht-klerikalen Teile der Reichsbevölkerung zu erziehen und damit politisch zu kontrollieren, begann sich der translatorische Wandel auch der gesprochenen Varietäten zu vollziehen. Hierdurch begann also nicht nur die Geschichte der vernakularen Literatursprache, sondern dadurch, dass durch zentrale Steuerung auf alle Varietäten Einfluss genommen wurde, begann damit auch die Entwicklung dessen, was bereits drei Jahrhunderte später als die 'Volkssprache' Deutsch bezeichnet wurde (vgl. Kartschoke 1990: 31).

#### **4 Der Weg zur deutschen Schriftsprache – Vollzug der Translation**

Eines der ersten Großprojekte der Herstellung genuin 'deutschsprachiger' Literatur liegt in OTFRIEDS Evangelienharmonie (863-71) vor, der nach Meinung von Krohn (1988: 203) mit seinem Vorhaben,

"ein Werk in deutscher Sprache zu schreiben, das den vorbildlichen lateinischen Dichtungen ebenbürtig sei", neben theologischen auch politische Ziele verfolgte. Er widmete das Werk seinem König *Ludwig dem Deutschen*, und man kann in der Tat annehmen, dass infolge der Reichsspaltungen, zwischen 843 und 870, ein verstärktes Bedürfnis entstanden war, sich durch die Schaffung eigenständiger, vernakularer Literatur von den romanischen Nachbarn abzugrenzen. Die besondere Herausforderung bestand in der Behandlung religiöser Themen ohne die Verwendung lateinischer Vorlagen. Die Umsetzung dieses Vorhabens setzte zum einen bereits gewisse Fortschritte im translatorischen Wandel der Sprache voraus, erforderte zum anderen aber auch große Kreativität, die zu zahlreichen neuen *Lehnprägungen* bei OTFRIED führte (vgl. Betz 1974: 150). Dass wir auch dem noch 150 Jahre später schreibenden NOTKER LABEO VON ST. GALLEN eine große Anzahl solcher Bildungen verdanken (vgl. Betz 1974, 151), zeigt, dass es sich beim translatorischen Wandel des Ahd. um einen kontinuierlich fortdauernden Prozess handelte<sup>23</sup>.

OTFRIED stand in der Tradition der Bibelversionen aus Fulda, wo er ausgebildet worden war (vgl. Eggers 1963 I). Er verwendete Bibelkommentare von HRABANUS, ALKUIIN und BEDA VENERABILIS (vgl. Ehrismann 1932). Sein Stil ist an lat. Poesie angelehnt: Er schreibt im Paarreim. Hingegen ist die ältere altniederdeutsche Evangelienharmonie *Heliand* (~840), die ebenfalls mit Fulda in Verbindung gebracht wird (vgl. Meid 1993: 3; zu ahd. Spuren im altniederd. Schreibdialekt vgl. Ehrismann 1932: 157), in für die mündlich überlieferte germanische Poesie typischen Stabreimen verfasst. Da die lat. Vorrede auf Ludwig den Frommen als Auftraggeber schließen lässt und sowohl *Tatian* als auch der Matthäus-Kommentar von Hrabanus als Vorbild gedient zu haben scheinen, liegt die Vermutung nahe, dass durch diese Dichtung den noch nicht oder erst seit kurzem missionierten Sachsen religiöse Inhalte nahegebracht werden sollten. Es handelt sich um den ersten kontinentalwestgermanischen Versuch der Translation christlichen Inhalts in eine germanische Form (vgl. Vermeer 1992: 162; Kartschoke 1990: 44). Äußerst beachtenswert ist das Vokabular, das weitaus weniger von Lehnbildungen durchdrungen ist als frühere ahd. Werke. Die bevorzugte Lehnprägung des Autors/der Autoren ist die *Lehnbedeutung*. Maria ist *aðalcnôsles* ('von edler Geburt'), Josef ist *eðili*, Christus ist *cuning*, *drohtin*, *waldand*, *landes ward*, *cuningo rîkost* (der mächtigste König); *kraftag*, *mâri* (ruhmreich); die Jünger sind *theganos* (Recken) und *gisîðos* (Gefolgsleute); die Schafhirten sind *ehuscalcos* (Pferdehirten). Der kulturelle Transfer scheint eine "Sachsifizierung" von Jesus und seiner Umgebung zur Folge zu haben, wobei der Skopos nicht die Schöpfung eines sächsischen Jesus sein dürfte, sondern die "kulturspezifische Transposition eines heterokulturellen Ausgangssachverhalts" (Vermeer 1992: 162) darstellt.

---

<sup>23</sup> Es bedarf wohl keiner gesonderten Erwähnung, dass Sprachen im Kontakt in der Regel translatorischem Wandel unter-

Die einzige überlieferte ahd. Aufzeichnung germanischer Heldendichtung ist das Fragment des *Hildebrandlieds* auf den Umschlaginnenseiten eines sonst lateinischen Codex mit christlichem Inhalt aus Fulda (Anf. 9. Jh.). Klingenberg (1993) wertet es aufgrund zahlreicher Indizien als Zeugnis der *interpretatio christiana* germanischer Überlieferung. In das tragische, im germanischen Denken unausweichliche Schicksal des Kampfes zwischen Vater und Sohn sei eine christlich-ethische Botschaft gekleidet, die in der Klosterschule des HRABANUS MAURUS als Reaktion auf die Kämpfe zwischen Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen niedergeschrieben wurde. Trifft dies zu, spiegelt auch dieser Typ Literatur die Translation christlicher Inhalte in die germanische Welt wider, wenn auch nicht zwangsläufig mit linguistisch fassbarem Effekt.

Erstmalig als Urkundensprache bezeugt ist ein dt. Schreibdialekt (rheinfränkisch) durch die zweisprachig (ahd., afrz.) überlieferten *Straßburger Eide* (~842). Diese könnten nach einer Spekulation von Vermeer (1992: 149f) von dem bei Hofe beschäftigten Historiker Nithard (~790-845) verfasst worden sein, um bei den Verhandlungen jede Vertragspartei in der Sprache der anderen schwören zu lassen. Sie geben also möglicherweise Zeugnis darüber, dass Latein nicht mehr die alleinige Vertragssprache war, wenngleich es als solche auch noch die folgenden Jahrhunderte dominierte.

Abschließend ist als erste dt. Reimdichtung, die nicht eine lat. Vorlage rezipiert, das *Ludwigslied* zu nennen (westfränkisch, ~882). Es ist ein Preislied auf den westfränkischen König Ludwig III., dessen christliche Tugenden in Abgrenzung gegen die heidnischen Normannen, die er besiegt, geschildert und gleichzeitig als dessen Herrscherlegitimation beschrieben werden. Es handelt sich somit gleichzeitig um einen allegorischen, ersten deutschsprachigen Fürstenspiegel. Des Weiteren wurde erstmals explizit in deutscher Sprache eine religiöse Botschaft übermittelt, ohne auf die seit jeher lateinisch aufgezeichnete römisch-katholische Theologie zu rekurrieren.

Damit waren Funktionen, die bislang allein das Lateinische erfüllt hatte, auf die Sprache (oder deren Varietäten) des Karolingerreiches übertragen worden. Über die *translatio studii* hatte sich also nicht nur die *translatio imperii* vollzogen, sondern durch den damit verbundenen kulturellen Transfer der Schriftlichkeit und den durch die Translationsarbeit bewirkten linguistischen Wandel wurde auch die Grundlage für eine deutsche Schriftsprache gelegt, die, wenn sie auch noch etliche Jahrhunderte in nicht-standardisierter Form oder auch in Schreibdialekten vorliegen sollte, fortan Autoren zur Selbstidentifikation diene. Da das Wort 'deutsch' ursprünglich die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft denotierte, dienten ab dem 12. Jh. die sich simultan entwickelnden, auf translatorischen Neuerungen unterschiedlicher Ebenen basierenden und als 'gemeinsame Sprache' verstandenen Varietäten des Ost-



frankenreichs sogar als Anhaltspunkte für die Bezeichnung eines 'deutschen' Volkes (*Annolied, Kaiserchronik*; s.o. 3.1; vgl. auch die Aufsätze in Eggers 1970).

## 5 Schluss

*Translatio* ist der globale Begriff, der bereits bei mittelalterlichen Autoren die Übertragung der politischen Herrschaft, der geistigen Bildung und, zusammen mit einer neuen Begrifflichkeit, auch schriftsprachlicher Strukturen aus der römisch-katholischen Sphäre in die vordeutsche Welt des Karolingerreiches bezeichnen konnte. Durch die Errichtung der christlichen Bildungszentren im Frankenreich wurden gleichzeitig römisch-katholische Inhalte und die 'heilige' Sprache Latein importiert. Aufgabe des Klerikers war das Erlernen der fremden Sprache, um diese Inhalte zu begreifen, und die Weitergabe des noch wenig vertrauten geistigen Guts. Die fremde Sprache erlernte er durch die Translation neuer Begrifflichkeit in seine Ideenwelt, so wie er sich auch die fremde Ideenwelt durch Translation aneignete. Dieser Lernprozess konnte unter den Bedingungen leicht stattfinden, wie sie die Isolation und Homogenität der klerikalen Gesellschaft boten. Ungleich schwieriger war es jedoch, Angehörigen der weltlichen Sphäre eine Heilsbotschaft nahezubringen, für die es in ihrer Welt kaum Entsprechungen gab. Die Lösung des Problems suchte man in der Schaffung einer *Zwischenkultur*, die den Abgrund zwischen den Kulturwelten der *pfaffen unde leien* überbrücken sollte (vgl. Kartschoke 1990: 19). Ahd. Literatur entstand nicht einfach als Ergebnis der Christianisierung und aus dem Versuch heraus, das latinisierte Bildungswesen jener Zeit nachzuahmen. Ahd. Literatur ist vielmehr zum großen Teil der Versuch, sich mit der Latinität dem Christentum anzunähern. Die deutsche Literalität bildete sich im Zuge der Translation von politischer Kultur, Bildung – und nicht zuletzt der Sprache des römischen Christentums – in der Welt des deutschen Frühmittelalters heraus und spiegelt diese so wider. Die vollkommene Loslösung deutscher Literatur von lateinischen Vorbildern (sofern sie überhaupt je stattfand) ist für den historischen Zeitraum, der hier beschrieben wurde, nicht zu verzeichnen. Doch lässt sich bereits während der Karolingerzeit die Entstehung vernakularer Literatur feststellen, die Ergebnis eines durch die beschriebenen Translationsphänomene initiierten kulturellen und linguistischen Wandels ist.

## 6 Bibliographie

### 6.1 Quellen und Textausgaben

Buchner, Rudolf (1962). *Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte I*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Boretius, Alfred (Hg.) (1891). *Monumenta Germaniae Historica. Capitularia I2*. Hannover: Hahn (=MG Cap.).

Braune, Wilhelm, & Karl Helm (<sup>15</sup>1969). *Althochdeutsches Lesebuch*. Tübingen: Niemeyer.

Colunga, Alberto, & Laurenti Turrado (Hgg.) (1959). *Biblia Vulgata*. Madrid: Biblioteca de Autores Cristianos.

- Eggers, Hans (1964). *Der althochdeutsche Isidor. Nach der Pariser Handschrift und den Monseer Fragmenten neu herausgegeben*. Tübingen: Niemeyer.
- Gabelentz, H.C. von der, & J. Loebe (1843). *Ulfilas. Veteris et novi testamentis versionis Gothicae cum glossario et grammatica linguae Gothicae*. Leipzig: F. A. Brockhaus.
- Gross, Thomas, und Rudolf Schieffer (Hgg.) (1980). *Hincmarus Remensis. De ordine Palatii*. Hannover: Hahn.
- Holder-Egger, Oswald (1965). *Einhardi Vita Karoli Magni*. Post G. H. Pertz recensuit G. Waitz / Einhardus. Hannover: Hahn (Monumenta Germaniae Historica: Scriptores 7).
- Klaeber, Friedrich (Hg.) (<sup>3</sup>1950). *Beowulf and the Fight at Finnsburgh*. Boston: Heath.
- Piper, Paul (Hg.) (1878.). *Otfrieds Evangelienbuch. I. Theil: Einleitung und Text*. Freiburg i. Br.: Mohr.
- Sievers, Eduard (Hg.) (<sup>2</sup>1961). *Tatian. Lateinisch und Altdeutsch mit ausführlichem Glossar*. Paderborn: Schöningh.
- Sievers, Eduard, und Elias Steinmeyer (Hgg.) (1879-1922). *Die althochdeutschen Glossen (I-V)*. Berlin: Weidmann.
- Steinmeyer, Elias (Hg.) (1916). *Die kleineren altdeutschen Sprachdenkmäler*. Berlin: Weidmann.
- Tax, Petrus W. (Hg.) (1979). *Notker der Deutsche. Der Psalter, Psalm 1-50*. In: *Die Werke Notkers des Deutschen* 8. Tübingen: Niemeyer.
- Wilkins, A.S. (Hg.) (<sup>9</sup>1978). *M. Tulli Ciceronis Rhetorica*. Bd. 2, Oxford .

## 6.2 Aufsätze, Monographien und Sammelbände

- Auty, Robert, & al. (Hgg.). *Lexikon des Mittelalters* (1980ff). München: LexMA-Verl. (=LexMA).
- Baesecke, Georg (1950). *Frühgeschichte des deutschen Schrifttums*. Halle: Niemeyer.
- Bandmann, Günter (1965). Die Vorbilder der Aachener Pfalzkapelle. In: Wolfgang Braunfels & al. (Hgg.). *Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben*. III: Karolingische Kunst. Düsseldorf: Schwann. 424-62.
- Betz, Werner (<sup>3</sup>1974). Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen. In: Friedrich Maurer & Heinz Rupp (Hgg.). *Deutsche Wortgeschichte*. Bd. I. Berlin, New York: de Gruyter. 135 -163.
- Beumann, Helmut (1982). *Imperator Romanorum, Rex Gentium*. In: Norbert Kamp & Joachim Wollasch (Hgg.). *Tradition als Historische Kraft. Interdisziplinäre Forschungen zur Geschichte des früheren Mittelalters*. Berlin, New York: de Gruyter. 214-230.
- Boor, Helmut de (<sup>2</sup>1955). *Deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung*. München: Beck.
- Bostock, J.K. (1960): Der Sinn des *Nibelungenliedes*. In: Heinz Rupp (Hg.) (1976): *Nibelungenlied und Kudrun*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 84-109.
- Büchner, Karl (1982). *Sallust*. Heidelberg: Winter.
- Campbell, Lyle (2004). *Historical Linguistics – an Introduction*. Second Edition. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Eggers, Hans (1963ff). *Deutsche Sprachgeschichte*. Bdd. I - IV. Reinbek: Rowohlt.
- Eggers, Hans (1970) (Hg.). *Der Volksname Deutsch*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Ehlers, Joachim (1987). *Die Geschichte Frankreichs im Mittelalter*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ehrismann, Gustav (1932). *Geschichte der Deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters*. Bd. 1: *Die althochdeutsche Literatur*. München: Beck.
- Fleckenstein, Josef (1952). *Die Bildungsreform Karls des Großen als Verwirklichung der Norma Rectitudinis*. Dissertation, Universität Freiburg im Breisgau (Druck in der Josefs-Druckerei, Bigge-Ruhr, 1953).
- Fleckenstein, Josef (1959). *Die Hofkapelle der Deutschen Könige*. Stuttgart: Hiersemann.

- Fleckenstein, Josef (<sup>3</sup>1988). *Grundlagen und Beginn der Deutschen Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Fleckenstein, Josef (1989). *Ordnungen und formende Kräfte des Mittelalters*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Frings, Theodor (<sup>2</sup>1966). *Germania Romana*. Halle: Niemeyer.
- Goetz, H.-W. (1987). Regnum: Zum politischen Denken der Karolingerzeit. *ZRG Germ* 104.
- Green, Dennis Howard (1998). *Language and History in the Early Germanic World*. Cambridge (UK): University Press.
- Grønvik, Ottar (1986). *Über den Ursprung der aktiven Perfekt- und Plusquamperfektkonstruktion im Deutschen*. Oslo: Solum.
- Grundmann, Herbert (<sup>4</sup>1987). *Geschichtsschreibung im Frühen Mittelalter*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Harris, Alice C., & Lyle Campbell (1995). *Historical syntax in cross-linguistic perspective*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Haubrichs, Wolfgang (<sup>2</sup>1995). *Die Anfänge. Versuche volkssprachlicher Schriftlichkeit im frühen Mittelalter*. (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, hrsg. von Joachim Heinze). Tübingen: Niemeyer.
- Haug, Walter (1983). Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entstehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. In: Assmann, Assmann und Hardmeier (Hgg.). *Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Dokumentation I*. München: Fink. 141-147.
- Haug, Walter (1989). *Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters*. Tübingen: Niemeyer.
- Kartschoke, Dieter (1990). *Geschichte der Literatur im frühen Mittelalter*. München: dtv.
- Klingenberg, Heinz (1993). Braht und Brand. In: Brogyanyi, Bela (Hg.). *Comparative Historical Linguistics*. Amsterdam: Benjamins. 407-467
- Kluge, Friedrich (1909). Gotische Lehnworte im Althochdeutschen. *PBB* 35, 134ff.
- Kluge, Friedrich (<sup>24</sup>2002). *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin, New York: de Gruyter.
- Koller, Werner (1984). Übersetzungen ins Deutsche und ihre Bedeutung für die Deutsche Sprachgeschichte. In: Werner Besch, O. Reichmann & S. Sonderegger (Hgg.; 1984/1985). *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der Deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin, New York: de Gruyter. Bd. I, 112-129.
- Krohn, Rüdiger (1988). Literaturbetrieb im Mittelalter. In: *Propyläen – Geschichte der Literatur II. Die mittelalterliche Welt*. Berlin: Propyläen Verlag. 199-220.
- Lehmann, Christian (1984). *Der Relativsatz. Typologie seiner Strukturen – Theorie seiner Funktionen – Kompendium seiner Grammatik*. Tübingen: Narr
- Limbeck, Sven (2004). *Theorie und Praxis des Übersetzens im deutschen Humanismus. Albrecht von Eybs Übersetzung der 'Philogenia' des Ugolino Pisani*. Dissertation, Universität Freiburg im Breisgau.
- Lühr, Rosemarie (im Druck): Der Einfluss der klassischen Sprachen auf die germanische Grammatik. In: G. Meiser (Hg.). *Sprachkontakt und Sprachwandel. Akten der XI. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft in Halle/S., 17. - 23. September 2000*.
- Meid, Volker (1993). *Metzler Literaturchronik. Werke deutschsprachiger Autoren*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Morris, Richard L. (1988). The rise of periphrastic perfect tenses in German: The case against Latin Influence. In: Elmer H. Antonsen & Hans Henrich Hock (Hgg.). *Stæfcreft: Studies in Germanic Linguistics*. Amsterdam: Benjamins.
- Öhl, Peter (1994). 'Palatium' und das Regnum der Karolinger. Unv. Ms., Universität Freiburg.

- Öhl, Peter (2002). Rezension zu: D.H. Green, *Language and History in the Early Germanic World*. *Linguistische Berichte* 191.
- Öhl, Peter (2006). Rezension zu: Lyle Campbell, *Historical Linguistics – an Introduction*. *Linguistische Berichte* 209. 99-103.
- Öhl, Peter (2008). Althochdeutsche Literatur im Rahmen einer Theorie der Translation. In: Iwona Bartoszewicz, Joanna Szczek & Artur Tworek (Hgg.), *Linguistica et Res Cotidianae*. Wrocław & Dresden: Neisse Verlag. 431-444 (*Linguistische Treffen in Wrocław* 2; Beihefte zum *Orbis Linguarum* 68).
- Öhl, Peter (2009a). Die Entstehung des periphrastischen Perfekts mit *haben* und *sein* im Deutschen – eine längst beantwortete Frage? Formale und funktionale Erklärungsansätze für die Auxiliarisierung. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 28/2, 265-309.
- Öhl, Peter (2009b). Sprachwandel und kognitive Ökonomie: Zur Grammatikalisierung und Substitution von Satzkonnectoren. *Linguistische Berichte* 220, 393-438.
- Renn, Joachim, & al. (Hgg.) (2002). *Übersetzung als Medium des Kulturverstehens und sozialer Integration*. Frankfurt/Main (u.a.): Campus-Verlag.
- Schmale, Franz-Josef (1985). *Funktion und Form Mittelalterlicher Geschichtsschreibung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Sonderegger, Stefan (1979). *Grundzüge Deutscher Sprachgeschichte. Einführung – Genealogie – Konstanten*. Berlin: de Gruyter.
- Sonderegger, Stefan (1985). Latein und Althochdeutsch. Grundsätzliche Überlegungen zu ihrem Verhältnis. In: *Festschrift für Hans Häfele*. Sigmaringen: Thorbecke. 59-72.
- Staab, Franz (1990). Palatium in der Merowingerzeit. Tradition und Entwicklung. In: Staab (Hg.), 49-69.
- Staab, Franz (1990). (Hg.). *Die Pfalz, Probleme einer Begriffsgeschichte vom Kaiserpalast auf dem Palatin bis zum heutigen Regierungsbezirk*. Speyer: Pfälzische Ges. zur Förderung der Wiss.
- Steger, Hugo (1961). *David rex et propheta. König David als vorbildliche Verkörperung des Herrschers und Dichters im Mittelalter nach Bildvorstellungen des achten bis zwölften Jahrhunderts* (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft 6). Nürnberg: Hans Carl Verlag.
- Vermeer, Hans J. (1992). *Skizzen zu einer Geschichte der Translation. Bd. II. Altenglisch, Altsächsisch, Alt- und Frühmittelhochdeutsch*. Frankfurt: IKO.
- Vermeer, Hans J. (1996). *Die Welt, in der wir übersetzen: drei translatologische Überlegungen zu Realität, Vergleich und Prozess*. Heidelberg: Textcontext-Verlag.
- Weisgerber, Leo (1933). Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur. T. 1. *Wörter und Sachen* 15, 134-224.
- Worstbrock, Franz Josef (1965). *Translatio artium. Über die Herkunft und Entwicklung einer kulturhistorischen Theorie*. *Archiv für Kulturgeschichte* 47. 1-22.
- Zotz, Thomas (1990). Palatium publicum, nostrum, regium. Bemerkungen zur Königspfalz in der Karolingerzeit. In: Staab (Hg.), 71-101.

Peter Öhl  
Ludwig-Maximilians-Universität München  
Department für Germanistik, Komparatistik, Nordistik, Deutsch als Fremdsprache  
Institut für Deutsche Philologie  
Schellingstraße 3 (RG)  
D-80799 München  
oehl@gesus-info.de

# Phänomenologie der Sprache und Phänomenologie der Sprachwissenschaft

## Zu Peter Rasters Konzept einer interkulturellen Linguistik

von Christoph Staub (Basel)

### 1 Zum Begriff der interkulturellen Linguistik

Die von Peter Raster in *Perspektiven einer interkulturellen Linguistik* und in *Grundpositionen interkultureller Linguistik* behandelte Fragestellung weist in ihrem Ansatz über den Bereich genuin linguistischer Untersuchungen hinaus (Raster 2002, 2008). Welchen wissenschaftstheoretischen Status, so fragt Raster, kann eine linguistische Disziplin beanspruchen, die sich, anders als die historisch-vergleichende oder typologisch-vergleichende Sprachwissenschaft, nicht mit den vielfältigen Ausdrucksformen der Sprachen, sondern mit den räumlich und zeitlich variierenden Formen der Sprachwissenschaft selber beschäftigt (Raster 2008: 30, 68)? Eine Disziplin, die die unterschiedlichen Existenzweisen der Linguistik in verschiedenen Kulturen untersucht, stellt nach Raster keine linguistische Teildisziplin dar; sie ist vielmehr eine „der Sprachwissenschaft als solcher zugeordnete Wissenschaft, die das ganze Spektrum der Sprachwissenschaft unter einer kulturvergleichenden Perspektive reflektiert“ (Raster 2008: 119).

Bei der Formulierung der Aufgabe und der Begrifflichkeit dieser neuen Disziplin zeigt sich, dass der Philosophie und im besonderen der Phänomenologie eine zentrale Bedeutung zukommt. Ihre Bezeichnung „Interkulturelle Linguistik“ erhält die neue Disziplin analog zur ebenfalls noch jungen Disziplin der „Interkulturellen Philosophie“; auch nutzt Raster, wie dies im Falle der interkulturellen Philosophie getan wird, die in der Bezeichnung ‚Interkulturelle Linguistik‘ enthaltene Mehrdeutigkeit zur Artikulierung zweier unterschiedlicher Bestimmungen der Disziplin: nämlich zum einen als „Linguistik der Interkulturalität“ und zum andern als „Interkulturalität der Linguistik“. Während sich die interkulturelle Linguistik in ihrer ersten Gestalt mit der Variation der Sprache und den Methoden ihrer Untersuchung befasst, macht sie in ihrer zweiten Ausrichtung die interkulturelle Variation im Bereich der Linguistik selber zum Thema. Nur in ihrer zweiten Bestimmung ist die interkulturelle Linguistik systemtranszendent (Raster 2002: 8f).

In Rasters Konzeption der interkulturellen Linguistik weisen zentrale Begriffe auf eine phänomenologische Herkunft hin; ebenso lassen einige der von Raster genannten Themen der interkulturellen Linguistik den Bezug zu phänomenologischen Fragestellungen erkennen. Dieser phänomenologische Gehalt der interkulturellen Linguistik, der von Raster nicht eigens thematisiert wird, ist Gegen-

stand der folgenden Überlegungen zum Verhältnis von Phänomenologie und interkultureller Linguistik.

## 2 Die Variationsmethode in Phänomenologie und Linguistik

Die Aufgaben der interkulturellen Linguistik sieht Raster zum einen in einer „Phänomenologie der Sprache“ und zum andern in einer „Phänomenologie der Sprachwissenschaft“ (Raster 2002: 13ff). Mit den Sprachen und den Sprachwissenschaften liegen Phänomene vor, die in ihrer kulturbedingten Verschiedenheit als Varianten des jeweiligen Phänomenbereichs füreinander transparent zu machen sind (Raster 2008: 82). Die vergleichende Methode zur wissenschaftlichen Erfassung des Phänomenbereichs der Sprachen hat sich nach Raster mit der historisch-vergleichenden und der typologisch-vergleichenden Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert herausgebildet (Raster 2008: 30). Das vergleichende Vorgehen haben die Linguisten in der Folge auch auf andere Phänomenbereiche ausgedehnt, indem sie im 20. Jahrhundert die interkulturelle Variation des Sprechens – die unterschiedliche Realisierung von Sprechakten in verschiedenen Kulturen – und in neuester Zeit die interkulturelle Variation der Sprachwissenschaft selber – die kulturbedingte Verschiedenheit der Sprachwissenschaft und ihrer Teildisziplinen – zum Gegenstand ihrer Forschung machten (Raster 2008: 118, 120).

Den für die Methode der interkulturellen Linguistik zentralen Begriff der Variation hat Raster nach eigenen Angaben dem Vokabular der Varietätenlinguistik entnommen, jener Disziplin also, die sich mit den vielfältigen Formen der Abwandlung innerhalb einer natürlichen Sprache beschäftigt. Den Variationsbegriff verwendet Raster allerdings in einem allgemeineren Sinn. Als Varietäten gelten in der interkulturellen Linguistik die einzelnen, empirisch gegebenen Sprachen selber. Was sich in ihnen manifestiert, ist nach Raster die eine, nicht empirisch gegebene, sondern im Sinne einer „einheitlichen Idee“ aufgefasste Sprache (Raster 2008: 9f). Die empirisch gegebenen Sprachen lassen sich als Varietäten in der Zeit, im Raum und unabhängig von Raum und Zeit miteinander in Beziehung setzen. Entsprechend diesen drei Aufgaben der vergleichenden Sprachwissenschaft unterscheidet Raster zwischen der genetischen, der arealen und der typologischen Methode (Raster 2008: 41f).

In methodischer Hinsicht bildet der Variationsbegriff den Ausgangspunkt für den Vergleich von Phänomenologie und interkultureller Linguistik. Von der Variationsmethode macht Husserl unter anderem in seinen vorwiegend aus den 30er Jahren stammenden Analysen zum Verhältnis verschiedener kultureller Welten Gebrauch. Er spricht in der *Krisis*-Abhandlung von einer die verschiedenen Kulturwelten umgreifenden „Wesenstypik“ und nennt als Aufgabe der Phänomenologie die Erfassung „invarianter Strukturen“ der kulturellen Welten (Husserl 1976a: 176f). Die verschiedenen Weltanschauungen weisen, wie Husserl bereits 1925 sagt, „universale Strukturen“ auf, dank welchen die Welt für alle Menschen ein „notwendiges Invariantensystem“ darstellt (Husserl 1959: 253). Mit der Rede von „Wesenstypik“, „invarianter Struktur“ usw. greift Husserl auf das Vokabular der eidetischen Phä-

nomenologie und ihre Methode der eidetischen Variation zurück. Mit der eidetischen Variation geht es Husserl, wie er in *Erfahrung und Urteil* sagt, nicht um eine bloß „empirische Vergleichung“ (Husserl 1976b: 410). Was sich im Durchlaufen der mannigfaltigen Varianten als „invariante Struktur“ herausstellt, ist das ihnen „notwendig Gemeinsame“ – ihre „allgemeine Form“ (Husserl 1976b: 411f).

Die „Gebundenheit an eine Strukturtypik“ (Husserl 1950: 88) lässt sich aus phänomenologischer Sicht auch bei sprachlichen Phänomenen feststellen. Ihre Anwendung im Bereich der Linguistik findet die Methode der eidetischen Phänomenologie in exemplarischer Weise in den phonologischen Untersuchungen Roman Jakobsons. Das die phänomenologische Analyse des Bewusstseins leitende Prinzip, die zu untersuchenden Phänomene nicht kausal aus physiologischen Prozessen abzuleiten, sondern sie hinsichtlich ihrer inhärenten Strukturen zu beschreiben, hat Jakobson für das System der Sprachlaute fruchtbar gemacht. Seine Darstellung der strukturgesetzlichen Zusammenhänge der Sprachlaute in einem System phonologischer Eigenschaften ist nach Holenstein als ein Modell für die eidetische Phänomenologie zu sehen (Holenstein 1976: 47).

Jakobson nimmt als vielleicht wichtigster Vermittler von Phänomenologie und Linguistik in gewisser Weise Rasters Projekt einer „Phänomenologie der Sprache“ vorweg. So spricht er in seinem Aufsatz „Implikationen der sprachlichen Universalien für die Linguistik“ (1963) davon, „dass die Sprachen der Welt als vielfältige Variationen eines einzigen, weltweiten Themas angegangen werden können – der menschlichen Sprache“ (Jakobson 1992: 494). Die universalen Invarianten, die der typologische Sprachvergleich enthüllt, sind Gegenstand einer „universalen Sprachwissenschaft“, deren Grundlagen, wie Jakobson betont, auch durch Husserls Phänomenologie gelegt wurden (Jakobson 1992: 508). Wenn Jakobson hier von „universalen Invarianten“ der Sprache spricht, dann meint er die Struktureigenschaften, die allen Sprachen gemeinsam sind. Nach Raster konstituieren sie „den Typ der menschlichen Sprache schlechthin, in dem alle speziellen Sprachtypen aufgehoben sind“ (Raster 2008: 78). Die verschiedenen Versuche, die „Sprache schlechthin“, die lediglich als „ideale Einheit“ gegeben ist, als reale Sprache aufzufassen – im Sinne einer ersten oder vollkommenen Sprache –, haben sich, wie Raster mit Umberto Eco sagt, als eine „Reihe gescheiterter Hoffnungen“ entpuppt (Raster 2008: 80f).

Von „interkultureller Variation“ ist nach Raster nicht nur in Bezug auf den Phänomenbereich der Sprache zu sprechen. Auch die Sprachwissenschaft selber variiert interkulturell. Trotz der Beschäftigung mit außereuropäischen Formen der Sprachwissenschaft im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte der Linguistik gehen nach Raster viele Sprachwissenschaftler weiterhin von einem universellen Geltungsanspruch der westlichen Linguistik aus. Mit der Infragestellung dieses Anspruchs rückt die Interkulturalität der Linguistik in den Blick. Als metasprachliches Sprechen, so argumentiert Raster, ist auch die europäische Sprachwissenschaft von der zu beschreibenden Sprache geprägt, die sich

in einem bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit entfaltet und in diesem ganz allgemeinen Sinn ein kulturelles Phänomen ist (Raster 2008: 11, 122f).

Es gibt, wie Raster betont, nur wenige voneinander unabhängige Traditionen der Sprachwissenschaft – er nennt die europäische, die indische, die chinesische und, mit einer gewissen Einschränkung, die arabische Tradition –, und nur sie spielen für die Konstitution der interkulturellen Linguistik eine Rolle (Raster 2002: 28f). Die Unabhängigkeit der sprachwissenschaftlichen Traditionen ist eine notwendige Bedingung für das Zustandekommen der interkulturellen Linguistik. Nicht nur mit der interkulturellen Variation der Sprachwissenschaft als solcher beschäftigt sich die interkulturelle Linguistik, sondern auch mit der „interkulturellen Wahrnehmung“, die zwischen verschiedenen Traditionen der Sprachwissenschaft stattfindet. Als Beispiel nennt Raster die Rezeption der indischen Sprachwissenschaft durch die westliche Linguistik, bei der es durch den Transfer fremder Grammatikkonzepte zu einer nachhaltigen Beeinflussung gekommen ist (Raster 2002: 44). Gefragt wird auch, wie die Sprachwissenschaft „von sich selbst“ – aus der Innenperspektive – wahrgenommen wird. Die Interkulturalität kommt hier, wie Raster sagt, „erst in zweiter Linie ins Spiel, indem die in verschiedenen Kulturen ausgeprägten Erscheinungsweisen von ... Sprachwissenschaft miteinander verglichen werden“ (Raster 2002: 105f).

Die These, dass die Sprachwissenschaft der interkulturellen Variation unterliegt, hat auch die Funktion eines Korrektivs des v.a. in der westlichen Linguistik erhobenen Anspruchs auf Universalität (Raster 2008: 148f). Dem universellen Geltungsanspruch setzt Raster das „integrative Konzept“ der interkulturellen Linguistik entgegen (Raster 2008: 158). Bei dessen Realisierung lässt sich die „Phänomenologie der Sprachwissenschaft“ von einem „Ideal“ leiten. Als eine „interkulturell offene Wissenschaft“ hat die interkulturelle Linguistik dieses Ideal nach Raster allerdings „bisher nur unvollkommen realisiert“ (Raster 2002: 45).

Rasters Konzept einer interkulturellen Linguistik eignet sich als methodische Grundlage für die vergleichende Untersuchung unterschiedlicher sprachwissenschaftlicher Traditionen. Es richtet sich gegen reduktive hermeneutische Ansätze, die fremde Grammatikkonzepte ausschließlich im Licht der europäischen Linguistik und der aus ihr hervorgegangenen Theorien interpretieren. Eine angemessene Beurteilung nichtwestlicher Traditionen der Sprachwissenschaft wird nach Raster dadurch möglich, dass zwischen eigenkulturellen und fremdkulturellen Aspekten in der Erscheinungsweise einer Sprachwissenschaft unterschieden wird.<sup>1</sup> Zugleich wird die westliche Linguistik zum Gegenstand einer „Phänomenologie der Innenperspektive“, deren Aufgabe darin besteht, besondere Aspekte ihrer Existenzweise deutlich zu machen. Die interkulturelle Linguistik geht über den Gegenstandsbereich



der kulturkontrastiven Linguistik hinaus, insofern sie statt der systemlinguistischen und der pragmalinguistischen Behandlung des Kulturkontrasts die Auseinandersetzung mit der eigenen Kulturalität zu ihrem vorrangigen Thema macht.

### 3 Zur Aktualität der indischen Sprachwissenschaft

Nach Raster kommt der Tradition der indischen Sprachwissenschaft aufgrund ihrer Unabhängigkeit, ihrer ungebrochenen Tradition und ihrer hochentwickelten Form innerhalb der interkulturellen Linguistik eine besondere Bedeutung zu (Raster 2002: 30). Im Vordergrund steht dabei Bhartṛhari's Lehre vom Umfang und von der schichtenspezifischen Gliederung der Sprache. In seinem sprachphilosophischen Werk *Vākyapadīya* unterscheidet Bhartṛhari verschiedene Stufen der sprachlichen Erfahrung – je nach Gliederung sind dies zwei, drei oder vier Stufen –, auf denen die Sprache in unterschiedlicher Weise zur Entfaltung kommt. Den verschiedenen Sprachstufen entsprechen unterschiedliche Grade der Differenzierung der sprachlichen Formen. So wird, ausgehend von den Vorgängen des Sprechens und Hörens, zwischen zwei Existenzweisen sprachlicher Ausdrücke unterschieden, nämlich zwischen ihrer zeitlich gegliederten Form – in dieser erscheinen sie dem Hörer zunächst – und ihrer zusammengezogenen Form – der Form, in der sie im Bewusstsein des Hörers kontrahiert werden. Eine andere Gliederung der Sprachstufen nennt drei Ebenen, nämlich die Ebenen der lautlichen Artikulation, der inneren Repräsentation des Sprechens und der intuitiven sprachlichen Erfahrung, welche noch keine Differenzierung der sprachlichen Formen kennt (Raster 2002: 117ff).<sup>2</sup> Bhartṛhari's Theorie der Sprachstufen stellt nach Raster einen wichtigen Bezugspunkt für die vergleichende Phänomenologie der Sprache dar. Sie lässt sich in Beziehung setzen zu Augustins Lehre vom dreifachen Wort, Saussures Unterscheidung zwischen innerem Lautbild und gesprochenem Laut und Tesnières Theorie des Sprachzeichens (Raster 2002: 141ff).<sup>3</sup>

Raster weist auch auf die inhaltliche Nähe von Bhartṛhari's Sprachtheorie zur Phänomenologie Husserls hin. Er setzt Bhartṛhari's Konzeption der höchsten Sprachstufe, auf der die Ausdrucks- und Inhaltsebene der Sprache zusammenfallen, in Beziehung zu Husserls Theorie des reinen oder transzendentalen Bewusstseins, dem nach Rasters Verständnis ein „Zustand des ausschliesslichen Selbstbe-

---

<sup>1</sup> So kommt nach Raster beispielsweise Humboldts wertender Sprachtypologie allein als Typologie der Außenperspektive eine Berechtigung zu.

<sup>2</sup> Die dritte Ebene ist nach Raster (2002: 122f) eine „Form der sprachlichen Erfahrung, die als die intuitive Form der Sprache bezeichnet werden kann“ und auf der dem Sprecher bzw. Hörer der „Zustand der sprachlichen Form nur bewusst <ist> in der Form eines in sich nicht mehr analysierbaren intuitiven Wissens“.

<sup>3</sup> Zum Verhältnis von Bhartṛhari's und Saussures Zeichentheorie vgl. Houben (1990).

zugs“ zugrunde liegt (Raster 2002: 129, 136).<sup>4</sup> Raster scheint hier die phänomenologische Einstellung, deren Funktion darin besteht, die in natürlicher Einstellung implizit bleibenden sinn- und geltungstheoretischen Merkmale unseres Bezogenseins auf die Welt explizit zu machen, im Sinne einer Abstraktion von allem Externen misszuverstehen. Als Grundlage für die vergleichende linguistische Bezugnahme eignen sich Husserls Ausführungen zu den sprachlichen Ausdrücken in den *Logischen Untersuchungen* (1901) und den *Vorlesungen über Bedeutungslehre* (1908). Husserl unterscheidet bekanntlich zu Beginn der *Logischen Untersuchungen* zwischen zwei Verwendungsweisen sprachlicher Ausdrücke, nämlich zwischen ihrer Verwendung „im einsamen Seelenleben“ und ihrem Gebrauch „in kommunikativer Funktion“. Die monologische Rede ist dadurch gekennzeichnet, dass hier die Anzeigefunktion, die die sprachlichen Ausdrücke neben ihrer Bedeutungs- und Benennungsfunktion haben – insofern sie nämlich als Anzeichen für bestimmte psychische Akte fungieren –, wegfällt (Husserl 1984: 39ff). Aber sowohl in den *Logischen Untersuchungen* als auch in den späteren *Vorlesungen über Bedeutungslehre* betont Husserl, dass auch das innere Sprechen, in welchem die sprachlichen Ausdrücke ihren anzeigenden Charakter verlieren, zeichentheoretisch fundiert ist. Die Wörter haben hier die Funktion, auf den Sinn des sprachlichen Ausdrucks „hinzuzeigen“ (Husserl 1984: 42). In den *Vorlesungen über Bedeutungslehre* spricht Husserl von der „Hinweistendenz“ der sprachlichen Ausdrücke und von der „verbalen Intention“, die ihrer Zeichenfunktion zugrunde liegt. Die verbale Intention erfüllt sich dann, wenn das Wort als bedeutsamer Ausdruck „seine normale Funktion ausübt“ (Husserl 1987: 23f). Wörter sind aus phänomenologischer Sicht bedeutsame Ausdrücke, die zudem auf ihre Funktion, bedeutsame Ausdrücke zu sein, hinweisen. Die Analyse der Verwendung sprachlicher Ausdrücke im „einsamen Seelenleben“ macht diesen impliziten zeichenimmanenten Bezug der Wörter thematisch.

Nach Raster stellt die Grammatik für Bhartṛhari jenen Ort dar, an dem sich die Sprache der verschiedenen Stufen ihrer Realisierung bewusst wird, sei es als lautlich artikulierte Sprache, als innere Form der Repräsentation oder als intuitive sprachliche Erfahrung. Der Grammatik wird damit die „transzendente“ Funktion übertragen, „Licht“ ins Dunkel der verschiedenen sprachlichen Vollzugsebenen zu bringen (Raster 2002: 162ff). Diese Aufgabe kommt bei Husserl dem phänomenologisch Eingestellten und seiner Beschreibung des Sprachgebrauchs zu. Ähnlich wie Bhartṛhari spricht Husserl in metaphorischer Weise von einem „dunklen“, noch kaum erforschten „Weltteil“, der sich hier dem phänomenologischen Betrachter auftut (Husserl 1987: 5). Im Mittelpunkt des phänomenologischen Interesses stehen das Verhältnis von Wortlaut- und Bedeutungsbewusstsein im inneren Sprechen und die Aufklärung ihres Zusammenwirkens.

---

<sup>4</sup> Es sind dies m.W. die einzigen Stellen in den beiden Büchern von Raster, wo Husserl genannt wird.

Rasters Arbeiten zur Tradition der indischen Grammatik eignen sich nicht nur als Ausgangspunkt komparativer Untersuchungen; sie regen darüber hinaus zur Auseinandersetzung mit der sprachphilosophischen Problematik grammatischer Theorien an. Raster weist unter anderem auf die Relevanz der Pāṇini-Forschung für die Debatte über Mündlichkeit und Schriftlichkeit hin. So ist die Auffassung, dass die Entstehung von Pāṇinis Grammatik, die etwa 4000 Regeln umfasst, nicht im Medium der Schrift erfolgte, erst in der neueren Forschung als wissenschaftlich plausible These anerkannt worden und steht im Widerspruch zur Annahme, dass die Konstitution der Grammatik in intrinsischer Weise an die Entwicklung einer Buchstabenschrift gebunden ist.<sup>5</sup> Eine andere sprachphilosophisch relevante Thematik der indischen Grammatik, die von Raster erörtert wird, betrifft die Frage nach dem semantischen Gehalt grammatischer Kategorien. Raster weist darauf hin, dass in der indischen Grammatik grammatische Kategorien (z.B. Agens oder Objekt) als Einheiten der syntaktischen Tiefenstruktur nicht nur durch Kasusmorpheme, sondern auch durch die Endungen aktiver und passiver Verben ausgedrückt sein können. Der Nominativ lässt sich damit nicht einer bestimmten grammatischen Kategorie zuordnen, sondern erscheint als Kasus der reinen Nennung. Das Problem westlicher Grammatiken, dass das im Nominativ stehende Subjekt auf gegensätzliche Weise bestimmt werden kann, wird dadurch vermieden.<sup>6</sup>

Die sprachphilosophische Durchdringung grammatischen Wissens hat eine lange Tradition; Rasters Untersuchungen zur indischen Grammatik, insbesondere zu Pāṇini und Bhartṛhari, rücken Teile dieser Tradition ins Bewusstsein und eröffnen Perspektiven für den aktuellen interdisziplinären Dialog zwischen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie.

#### 4 Bibliographie

- Falk, Harry (1993): *Schrift im alten Indien. Ein Forschungsbericht mit Anmerkungen*. Tübingen: Gunter Narr.
- Holenstein, Elmar (1976): *Linguistik. Semiotik. Hermeneutik. Plädoyers für eine strukturelle Phänomenologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Houben, Jan E.M. (1990): The Sequencelessness of the Signifier in Bhartṛhari's Theory of Language. *Indologica Taurinensia* XV-XVI, 119-129.
- Husserl, Edmund (1950): *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. Den Haag (Husserliana Band I). Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1959): *Erste Philosophie. Zweiter Teil: Theorie der phänomenologischen Reduktion* (Husserliana Band VIII). Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1976a): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie* (Husserliana Band VI). Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1976b): *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*. Hamburg: Meiner.

---

<sup>5</sup> Raster verweist auf die Untersuchungen von Itkonen (1991: 13) und Falk (1993: 257).

<sup>6</sup> Vgl. hierzu auch Raster (1993).

- Husserl, Edmund (1984): *Logische Untersuchungen. Zweiter Band. Erster Teil: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis* (Husserliana Band XIX/1). The Hague / Boston / Lancaster: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1987): *Vorlesungen über Bedeutungslehre* (Husserliana Band XXVI). Dordrecht / Boston / Lancaster: Nijhoff.
- Itkonen, Esa (1991): *Universal History of Linguistics. India, China, Arabia, Europe*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins.
- Jakobson, Roman (1992): *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Raster, Peter (1993): Die indische Grammatiktradition. In: Joachim Jacobs / Arnim v. Stechow / Wolfgang Sternefeld / Theo Vennemann (Hgg.): *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin / New York: Walter de Gruyter. 199-208.
- Raster, Peter (2002): *Perspektiven einer interkulturellen Linguistik*. Frankfurt a.M.: Lang.
- Raster, Peter (2008): *Grundpositionen interkultureller Linguistik*. Nordhausen: Bautz.

Christoph Staub  
Turnerstr.29  
CH-4058 Basel  
[c.staub@sunrise.ch](mailto:c.staub@sunrise.ch)

# Die Beschreibung nordamerikanischer Indianer- und Eskimosprachen in Reiseberichten (18.-19. Jh.)

von Sandy C. Kutzner (Erfurt)

## 1 Entdeckung der Sprache(n)

Lange bevor die ersten gedruckten Grammatiken zu nordamerikanischen Indianer- und Eskimosprachen vorlagen, brachten Reisende von ihren Fahrten Sprachproben mit (Nowak 2000: 973f für die Entdeckung durch die Briten, Hewson 2000: 966 für französische Entdecker). Diese Wörterlisten, empfangen „aus dem Mund der Eingeborenen selbst“ (Umfreville 1790: 202), sind oftmals nicht nur bruchstückhaft und sehr knapp (Nowak 2000: 974), sondern ihr Vokabular spiegelt zumeist auch die zu Grunde liegenden Interessen für die Reise wider: So bemerken schon Adelung / Vater, dass Umfreville „fast nur Handels-Artikel angegeben hat“ (1816: 254). Aber nicht nur wegen der willkürlichen Wiedergabe der Orthographie der Wörter, sondern auch infolge der impressionistischen phonetischen Eindrücke in ihren Reiseberichten stehen die Autoren in der Kritik der Forschungsliteratur (Hovdhagen 2000: 925, Nowak 2000: 974).

Diese offenkundigen und durchaus gerechtfertigten Mängel haben jedoch das zeitgenössische Publikum nicht von der Lektüre abgehalten. Im Gegenteil: Nicht wenige dieser Texte haben Übersetzungen in andere Sprachen erfahren (meistens ins Engl., Frz. und Dt. – je nach Ausgangssprache). Wenn nicht das gesamte Werk neu aufgelegt wurde, so zumindest die Wortlisten, welche oftmals für vergleichende Vokabulare mehrerer Indianersprachen Verwendung fanden. Aber wesentlich bedeutender ist die Nennung der Reise- und Entdeckerberichte in sprachlichen Kompendien und Bibliographien. In den Bibliographien von Vater (1815), Ludewig (1858) und Marsden (1827) werden zur Lexik nordamerikanischer Sprachen fast nur Reiseberichte bzw. deren Vokabulare angeführt. Die gleichen Namen werden auch in Adelungs / Vaters *Mithridates* (1816) als Herkunft der Wörterlisten und für allgemeine Informationen über die Indianer bzw. ihre Sprachen genannt. Und auch Fry zitiert in seiner *Pantographia* (1799) das Beispiel für die Eskimosprache aus Cooks Entdeckerbericht. Zwei Dinge fallen beim Vergleich der genannten Autoren in den Bibliographien und Kompendien auf: Erstens stammen die Reiseberichte überwiegend aus dem 18. und 19. Jh.; frühere bzw. die „ersten“ Berichte spielen keine Rolle oder sind nicht mehr zugänglich. Und zweitens dominieren die Texte englischsprachiger Autoren; Ausnahme ist allein der Franzose Baron de Lahontan (1704, 1709).<sup>1</sup> Zum

---

<sup>1</sup> Das Ergebnis dieser Auswertung bezieht sich auf die gemeinsame Schnittmenge an Autoren, welche sowohl in den Bibliographien als auch in den Kompendien Verwendung finden. Im *Mithridates* werden darüber hinaus für einzelne Indianersprachen auch mehr französischsprachige Texte zitiert, welche aber selten auch Wortlisten beizutragen haben.

engeren „Kanon“ der Literatur über Eskimosprachen<sup>2</sup> gehören demnach Cook / King (1784), Dobbs (1744) und Long (1791); für nordamerikanische Indianersprachen sind Lahontan, Long sowie Mackenzie (1801) als Referenzwerke anzusehen. Darüber hinaus werden auch andere Reiseberichte als (lexikalische) Informationsquellen angegeben (z.B. Parry (1824) und Richardson (1851) für Eskimosprachen, Chappell (1817) für nordamerikan. Indianersprachen). Gleichsam finden Texte Zugang in die Bibliographien und Kompendien, die zwar keine Vokabulare enthalten, aber Passagen über Indianersprachen im Allgemeinen oder einige ausgewählte Sprachen im Besonderen. Hier hat besonders Carver (1813) nahezu einen Klassikerstatus. Gerade diesen Exkursen über Indianersprachen in Reiseberichten hat die Sprachwissenschaft bisher sehr wenig Beachtung geschenkt. Im Hinblick auf deren nachweisliche Beeinflussung der öffentlichen bzw. politischen Meinungsbildung im 18. Jahrhundert (Nowak 2000: 974) ist dies umso wichtiger. Für die nachfolgende Untersuchung von Reiseberichten werden dementsprechend auch beide „Textsorten“ einbezogen, d.h. Reiseberichte mit Wortlisten sowie Reiseberichte ohne Wortlisten, aber mit größeren bzw. selbstständigen Passagen über Indianersprachen.

Nicht in allen Reiseberichten werden auch in irgendeiner Form allgemeinere Angaben zur Sprache der Einheimischen gemacht. Bei Dobbs, Long, Mackenzie, Chappell und Cook beschränken sich die sprachlichen Angaben auf das Anhängen eines Vokabulars, welches jedoch nicht näher kommentiert wird. Cook fügt zwar in seine Expeditionsberichte gelegentlich kürzere Ausführungen von Anderson, dem Bordchirurgen, bezüglich einiger „Kontaktsprachen“ ein, über die Eskimosprachen bleibt er solche Informationen jedoch schuldig.<sup>3</sup> Interessant ist weiterhin, wo in den Reiseberichten Angaben über die nordamerikanischen Sprachen vertieft werden. Zwar sind die Vokabulare üblicherweise in die Appendices ausgelagert, das Gleiche gilt jedoch nicht zwingend für die Sprachbeschreibungen. Nur bei Lahontan, Beechey (1831) und Richardson stehen die Beschreibungen vor dem Vokabular und damit im Anhang. Die restlichen Autoren integrieren diese Informationen in allgemeine Kapitel über Sitten, Gebräuche und physisch-moralische Beschaffenheiten der Indianer. (Bei Carver gibt es ein eigenes Kapitel zur Sprache, welches jedoch auf Kapitel über die Sitten und Gebräuche folgt.) Diese speziellen Kapitel sind stark verallgemeinernd geschrieben und sollen einen vermeintlich objektiven Bericht über einige landesspezifische Aspekte wiedergeben.

---

<sup>2</sup> „Eskimaux“ wurde früher zu den amerikanischen Sprachen gezählt; nach Lahontan (1709: 289) ist ihre Sprache Algonkisch, die Jesuiten ordneten sie Montagnais-Sprechern zu (Salvucci 2002: 10). Aus diesem Grund werden sie in die vorliegende Untersuchung über nordamerikanische Sprachen einbezogen.

<sup>3</sup> Dies mag auch daran liegen, dass Anderson damals bereits verstorben war und Cook die Wörter der Vokabelliste im Anhang selbst sammeln musste. Zwar werden im Vorwort des ersten Bandes Hinweise gegeben, wo in den Berichten etwas über die Eskimo-Begegnungen zu erfahren ist (Cook 1784: LXXIV). Aber diese Textstellen geben in linguistischer Hinsicht keinen Aufschluss.

Even when the writers were relatively sympathetic, the very form of the 'manners and customs' section suggested that the Indians amongst whom they had lived were less than fully human. Like flora and fauna, it suggested, they could properly be assessed en masse, displaying the characteristics of a species rather than the complexities of human character and society. (Fulford / Kitson 2001: XXV)

Die Frage lautet also, inwiefern auch die Darstellung von Sprache in solchen Kapiteln von Verallgemeinerungen betroffen ist und welche Themenbereiche sie berührt.

## 2 Darstellung der Sprache

Insgesamt werden 9 Themenbereiche in den Texten ausführlicher beschrieben. Den Klang der fremden Sprache(n) und die Artikulationsweise thematisieren alle Autoren; Weld und Parry gehen darüber hinaus noch auf frauenspezifische Artikulationsmodi ein. Nicht weniger Beachtung findet ein Vergleich des fremden Alphabets mit dem eigenen (hier i.d.R. engl.), den mehr als die Hälfte der Autoren anstellen. Ebenfalls zu den „großen“ Themen gehören der Diskurs über universale Sprachen in Nordamerika bzw. nordamerikanische Muttersprachen sowie der Redestil bzw. die rhetorischen Fertigkeiten der Indianer. Im Kontext der Eloquenz wird auch der Wortreichtum der Sprachen thematisiert.

Die Themenbereiche Artikulation/Klang, Muttersprachen/Universalismus und Redeweise werden im Folgenden noch eingehender mit Beispielen dargestellt. Ihnen sind viele der anderen Themen untergeordnet. Zu den eher selten angesprochenen Themen gehören die Einteilungsversuche der verschiedenen Indianerstämme, was z.T. Überschneidungen mit der Diskussion um Muttersprachen mit sich bringt. Mit der Feststellung der Schriftlosigkeit der Indianer sind Beispiele ihrer Bilderschrift („Hieroglyphen“) auf Baumrinden usw. verbunden. Und nicht zuletzt versuchen sich auch drei Autoren an sehr kurz gefassten grammatischen Informationen, die im Wesentlichen auf Verbalflexion fokussieren. Seltener werden auch Angaben zur Nominalflexion gemacht bzw. wird – wie bei Parry – das Fehlen bestimmter Wortarten (z.B. der Artikel in der Eskimosprache) thematisiert.

	Lahontan 1709	Umfreville 1790	Weld 1800 <sup>4</sup>	Carver 1813	Parry 1824	Beechey 1831	Richardson 1851
Artikulation & Klang	+	+	+	+	+	+	+
Frauensprache			+		+		
Alphabet	+		+		+	+	+
Universalität / Muttersprachen <sup>1</sup>	+		+	+			
Redestil <sup>2</sup>	+		+	+	+		
Reichtum <sup>2</sup>	+	+		+	+		
Einteilung Indianerstämme	+	+		+			
grammatische Informationen	+				+		+
Zeichensprache / Hieroglyphen	+			+			

1 hierzu auch Long

2 hierzu auch Mackenzie

Tab.: Themenverteilung in Reiseberichten

## 2.1 Artikulation und Klang

Generell ist in den Texten eine Tendenz erkennbar, die direkt zugänglichen „Kontaktsprachen“ während der Reise zu beschreiben und eher weniger auf die großen Sprachgruppen (Algonkisch, Irokesisch etc.) einzugehen. Jedoch ordnen die Autoren z.T. die verschiedenen Indianerstämme, mit denen sie Handel treiben usw., den größeren Indianerstämmen zu. Auf diese Weise deuten sich vorab zwei Erkenntnisse an: Im Wesentlichen werden Sprachen des algonkischen Sprachzweiges behandelt. Und weiterhin ist die Charakterisierung der Sprachen stark von ihrer geographischen Lage abhängig. Dies ist besonders offensichtlich bei den Sprachen des Algonkischen.

Vornehmlich die Sprachen des Zentral-Algonkischen – Algonquin, Cree, Ojibwa (Einteilung folgt Landar 1973: 1254f) – verkörpern die positiven Eigenschaften der Sprachaxiologie. Das Vokabular der Autoren ist dabei nahezu identisch:

- Algonkische Sprache: „hat **weder Thon noch Accent**: indem sie so **leicht auszusprechen** / als zu schreiben / und keine überflüssige Buchstaben in den Wörtern hat“ (Lahontan 1709: 434); „such as speak any one derived from the Algonquin, pronounce their words with **greater softness and ease** than any of the others“ (Weld 1800: 492).
- Cree<sup>4</sup>: „The language of these people is ... **smooth**. A sufficiency is soon acquired to make oneself understood, but to speak it with a fluent propriety, requires time and attention“ (Umfreville 1790: 193); „**flowing, harmonious** and **easily acquired**“, „I have already alluded to the **softness** and **harmony** of the Cree language“ (Richardson 1851: 2, 53).
- Ojibwa (Chippeway): „not encumbered with any **unnecessary tones or accents**“, „it is also **easy to pronounce**“ (Carver 1813: 228).

Besonders die Weichheit spielt also eine Rolle, die Sprachen gehen gewissermaßen „fließend von der Zunge“. Einzig Umfreville deutet an, dass richtiges „fließendes Sprechen“ nicht sofort zu bewerkstelligen ist und eines gewissen Aufwandes bedarf. Dieses für sich genommen sehr vage Konzept eines „weichen Klangs“ wird allein von Lahontan etwas konkretisiert mit dem Hinweis, dass in der algonkischen Sprache „keine Kehl- noch Gaumen Buchstaben darunter“ seien (1709: 451). Dieser Hinweis bekommt umso mehr Bedeutung, wenn man sich die Charakterisierungen der anderen Indianersprachen in den Texten anschaut.

---

<sup>4</sup> Umfreville meint hier besonders die Nehethawa-Indianer, Richardson spricht von den Eythinyuwuk.



Das andere Ende der Sprachaxiologie besetzen vor allem west-algonkische Sprachen und Athapaskisch/Na-Dene<sup>5</sup> (Landar 1973: 1255f). Ebenso werden auch, hauptsächlich bei Weld, Huronisch und Sioux mit Klangbildern versehen.

- West-Algonkisch: „**harsh, guttural** language“; „Their language is **not very grateful to the ear** of stranger, but when learnt, is both agreeable and expressive“ (Umfreville 1790: 197, 201f).
- Athapaskisch: „Their language is equally **disagreeable and difficult to learn**; it rather resembles the **confused cackling of hens**, than the expression of human ideas“ (Umfreville 1790: 199f); „**harsh, guttural, unwritable**“, „The sounds of the 'Tinnè language can scarcely be expressed by the English alphabet, and several of them are absolutely **unpronounceable** by an Englishman“ (Richardson 1851: 2, 28).
- Huronisch: „Sonsten ist sie **ernsthaft** / und das H muß so scharf als möglich außgesprochen werden“ (Lahontan 1709: 451); „**guttural pronunciation**“ (Weld 1800: 492).
- Sioux: „**hissing pronunciation**“ (Weld 1800: 492).

Bei den Sprachen des Athapaskischen wird die negative Charakterisierung der Sprache bis zu deren Herabsetzung betrieben. Umfrevilles Vergleich mit dem „Gegacker von Hennen“ ist kein Einzelfall, sondern Teil des zeitgenössischen Diskurses über „wilde Sprachen“, wie ein Blick auf die Einsendungen zur Berliner Preisfrage nach dem Sprachursprung zeigt. Die Sprache der Hottentotten wird in mehreren Manuskripten mit dem „Glucksen eines Truthahns“ verglichen (Neis 2002: 125). Und so ist es möglicherweise auch kein Zufall, wenn Richardson die athapaskische Sprache zu derjenigen der Hottentotten in Beziehung setzt:

A Dog-rib or Athabascan appears, to one unaccustomed to hear the language, to be stuttering. Some of the sounds must have a strong resemblance to the Hottentot cluck, and palatal and guttural syllables abound in the language. Vocabularies of this tongue cannot be greatly depended upon, as no two people will agree on the orthography. (Richardson 1851: 28)

Die Unaussprechbarkeit dieser Sprachen ist hierbei als weiteres Indiz zu werten, dass ihnen eine gewisse „wilde“ Ursprünglichkeit anhaftet, auch wenn es Richardson nicht so explizit formuliert hat. „Je mehr eine Sprache noch von diesen unbeschreibbaren Zungen Schlägen, und unnachahmlichen Bewegungen der Sprach-Organen hat, desto weniger ist sie noch von ihrem Ursprunge entfernt. Fast alle Sprachen der Wilden insonderheit aber die Hottentottische sind damit angefüllt“ (zit. nach Neis 2002: 127).<sup>6</sup>

---

<sup>5</sup> West-Algonkische Sprachen sind bei Umfreville Atsina (Fall-Indianer) sowie Blackfoot/Piegan/Blood; zum Athapaskischen gehört bei Umfreville Sussee (Sarsi) und bei Richardson 'Tinnè (Chepewyan).

<sup>6</sup> Die Artikulationsschwierigkeiten sind aber nicht nur auf der Seite der Europäer gegeben, sondern auch den Einheimischen selbst bereitet ihre Sprache Probleme: „A slight degree of hesitation is observable in their speech, and they

Die Opposition weicher vs. rauher Klang findet sich auch in den vergleichsweise wenigen Beschreibungen der Eskimosprachen wieder. Als weicher gelten demnach der Labrador-Dialekt im Vergleich zu Kuskuchewak (Yupik; Richardson 1851: 364) und die Sprache der Eskimos im Osten (nordkanadisches Nunavut) gegenüber derjenigen des Westens (Kotzebue Sound; Beechey 1831: 366). Parry enthält sich einer klanglichen Bewertung und gibt vielmehr einen Artikulationshinweis für die östliche Eskimosprache („The letters r and s are never pronounced as with us, but in a thick guttural manner“; Parry 1824: 552).

Interessant sind im Kontext der akustischen Stereotypisierung zwei Ausnahmen, welche die bisherige Zuordnung gewissermaßen unterlaufen. Zum einen berichten sowohl Weld als auch Parry (für die Eskimosprache) darüber, dass die Aussprache der Frauen generell weicher sei. Weld geht in seiner Verallgemeinerung dieser Aussage sogar soweit, die „Frauensprache“ mit dem europäischen (Wohl-)Klangvorbild der Zeit – Italienisch – zu vergleichen:

The women, on the contrary, speak with the utmost ease, and the language, as pronounced by them, appears as soft as the Italian. They have, without exception, the most delicate harmonious voices I ever heard, and the most pleasing gentle laugh that is possible to conceive. I have oftentimes sat of amongst a group of them for an hour or two together, merely for the pleasure of listening to their conversation, on account of its wonderful softness and delicacy. (Weld 1800: 492)

Von Artikulationsproblemen sind demnach nur männliche Indianer betroffen. Parry beschreibt hingegen sachlicher, was die Weichheit der femininen Eskimosprache konkret ausmacht: Das harte k im Auslaut, welches häufig vorkommt, verändern sie in einen Vokal („as Ne-a-ko-a for Neakoke“; Parry 1824: 553). Das zweite Gegenbeispiel stammt von Richardson, welcher durch die Beaver-Sprache, die ebenfalls zum Athapaskischen gehört, in Erklärungsnot gerät: „Their dialect is reported to be softer than that of the other 'Tinnè, having probably been modified by their intercourse with the Crees of the prairies“ (Richardson 1851: 6). Richardson stößt hier an die Grenzen seines Verallgemeinerungsdiskurses der athapaskischen Sprachen. Gesetzt den Fall, was ihm „berichtet wurde“ entspräche der Wahrheit, dann stimmte seine ausnahmslos negative Charakterisierung der Sprachen des Athapaskischen nicht. Indem er auf eine Handelsbeziehung mit den (wohlklingend sprechenden) Cree zurückgreift, bringt er aber implizit die Bestätigung seiner Annahme zum Ausdruck: Auch die Beaver-Sprache sei eigentlich von Natur aus rau und guttural, aber durch den Einfluss der Cree-Sprache weicher geworden. Wie das konkret vonstatten ging, bleibt der Phantasie des Lesers überlassen.

---

articulate seemingly with difficulty, and in a manner somewhat similar to what a person, I should suppose, would be apt to do if he had a great weight laid on his chest, or had received a blow on his breast or back so violent as to affect his breath“ (Weld 1800: 492).

## 2.2 Muttersprachen und Universalität

Wohl nichts kann die Verallgemeinerung der Sprache in Reiseberichten besser symbolisieren als allgemeine bzw. quasi-universale Sprachen. Die Diskussionen über nordamerikanische Muttersprachen und „Universalsprachen“ greifen ineinander über. Seit Lahontan gelten Huronisch und Algonkisch als die „2. Mutter Sprachen“ Kanadas (Lahontan 1709: 433), Weld ergänzt später noch Sioux, und Long führt Chippeway als eine der Muttersprachen Nordamerikas an. Insbesondere der Chippeway-Sprache werden universale Eigenschaften zugesprochen: Es sei die bei weitem „allgemeinste Sprache“ (Weld 1800: 491) und sie scheint zudem „am weitesten verbreitet“ zu sein (Carver 1813: 227). Die Verbreitung wird auf zweierlei Arten legitimiert: Wichtig ist vor allem der Gebrauch als „lingua franca“ unter den Indianern verschiedener Stämme, welche die Sprache bei Versammlungen benutzen (Long 1791: VIII, Carver 1813: 227). Denn nicht nur die europäischen Reisenden haben mit der Sprachvielfalt des amerikanischen Kontinents zu kämpfen, sondern auch die Indianer verstehen sich auf Grund der hohen Varianz ihrer Sprachen gegenseitig nicht (Weld 1800: 491). Carver geht sogar so weit zu behaupten, dass die Chippeway-Sprache mit der Zeit „universal“ unter allen indianischen Nationen werden wird. „I am, however, of opinion that the barbarous and uncouth dialect of the Winnebagoes, the Menomonesies, and many other tribes, will become in time totally extinct, and this be adopted in its stead“ (Carver 1813: 227f). Long bemängelt zudem an Sprachen, bei denen es zu einer Vermischung zwischen Chippeway und Irokesisch kam, dass sie „weniger rein“ seien als die Originalsprache (Long 1791: 25). Durch den universalen Gebrauch wird die Chippeway-Sprache deutlich gegenüber den anderen Sprachen aufgewertet, zum Teil sogar gegenüber den anderen Muttersprachen.

Aber nicht nur für die Indianer selbst ist Chippeway bzw. auch Algonkisch und Huronisch von großem Wert, sondern auch den Europäern dienen diese Sprachen als universale Kommunikationsmittel. So schreibt Lahontan (1709: 434) über Algonkisch: „Sie ist einem Hierdurchreisenden so nöthig / daß man seine Meynung / damit allerhand Wilden in Acadia, der Hudsons-Bay / in den Seen / und gar bey den Irockern bedeuten kan / als unter welchen letztern sie viel aus Staats-Raison lernen.“ Und Weld bestätigt ebenfalls, dass man mit Algonkisch und Huronisch „at least slightly“ mit den Indianern aller Stämme Kanadas und der Vereinigten Staaten kommunizieren kann (Weld 1800: 491).

In Bezug auf Eskimosprachen ist nichts Vergleichbares in den Berichten belegt. Die sprachlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Dialekten haben Reisenden wie Captain Middleton<sup>7</sup> den Sprachkontakt nicht nur erschwert, sondern sogar unmöglich gemacht: „The Eskimaux and the Northern Indians I had with me, are utter strangers to each other, in Manners and Language, neither could I

---

<sup>7</sup> Von dessen Reise, genauer gesagt durch die Sammeltätigkeit seines Bordchirurgen Thompson, hat Dobbs sein Vokabular der Eskimowörter im Anhang (Dobbs 1744: 206).

make the Eskimaux understand me by the Vocabulary I had of those in Hudson's Straight“ (Dobbs 1744: 103).

Auch die Jesuiten haben in ihren *Relations* wiederholt die allgemeine Verständlichkeit bestimmter Sprachen dokumentiert. Wenn Missionare in weniger gut bekannte Regionen gesandt wurden, gingen sie gewöhnlich zu zweit. Einer der Missionare sprach eine algonkische und der andere eine iroke-sische Sprache, denn diese Sprachfamilien wurden schnell als die „linguistischen Hauptgrundformen“ Kanadas erkannt (Hanzeli 1969: 53f). Darüber hinaus finden sich in den *Relations* noch Belege für eine weitere Verkehrssprache, die ebenfalls zum zentral-algonkischen Sprachzweig gehört: Illinois (verbreitet in der mittleren Mississippi-Region; Salvucci 2002: 4).

Aber auch wenn die Lobreden über landesweit verständliche und gebräuchliche Sprachen die Leser Glauben machen sollten, man könne mit der Kenntnis einer einzelnen Indianersprache auskommen – die Wirklichkeit sah doch etwas anders aus. In nicht wenigen Reiseberichten werden Szenen geschildert, in denen die Kommunikation mit Einheimischen misslang, trotz eigener (meist gerühmter) Sprachkenntnisse und Übersetzer. „Deutlichere Nachricht habe von den Tahuglauk nicht bekommen können. Meine Begierde um mehr zu erfahren trieb mich freylich / doch ich hatte zum Unglück keinen guten Dollmetsch / und weil ich mit vielen Leuten zuthun / die einander selbst nicht verstunden / war es ein Mischmasch / daraus niemand recht klug werden konnte“ (Lahontan, 1709: 178). Mackenzie hält ein Nichtverstehen der Chippeway-Sprache offensichtlich für unmöglich und erklärt die ausbleibenden (sprachlichen) Reaktionen der Indianer an einer Stelle mit „so great was their confusion and terror, they did not appear to understand“ (1801: 32f). Selbst als besagte Indianer anschließend nur mit Zeichen kommunizieren, kommen ihm keine Zweifel ob des Sprachverstehens.

### 2.3 Redestil

Darstellungen der Eloquenz bzw. des indianischen Redestils sind in Reiseberichten vor allem durch mangelnde Authentizität gekennzeichnet. Selbst wenn Autoren die Eloquenz und Expressivität der Rede geradezu überschwenglich loben, liefern sie ihren Lesern keine Reden im „Original“. <sup>8</sup> Vielmehr soll die heimische Leserschaft anhand „übersetzter“ Reden und anderer Textstücke einen Eindruck von echter Indianersprache bekommen, die meist als sehr metaphorisch gilt. Die Fiktionalität und Konstruiertheit dieser Redeteile tritt besonders im Vergleich zu authentischem Material hervor. (So fingiert Carver beispielweise auch das Totenlied einer Mutter auf ihr Kind, welches sich stilistisch und formal stark unterscheidet von bei den Dakota aufgenommenen Liedern aus dem 19. und 20. Jahrhun-

---

<sup>8</sup> Ausgenommen Long, der kürzere Reden der Indianer sowohl in deren Muttersprache als auch in einer englischen Übersetzung wiedergibt.

dert (Hochbruck 1991: 76). Das wohl bekannteste und umfangreichste Zeugnis fingierter Rede liefert Baron de Lahontan 1704 in seinem Gespräch mit dem Wilden Adario. Für die „große Freiheit seiner Feder“ wurde er aber bereits von Zeitgenossen, vor allem vom Jesuiten Charlevoix (1744: 408), gerügt.)

Die Belegstellen bei Lahontan und Carver verdeutlichen deren Ansichten von einem „primitiven“, d.h. einfachen Redestil. In der Chippeway-Sprache gibt es weder „überflüssige“ Wörter noch das Bedürfnis nach einer Vielzahl von Wörtern, um die eigene Rede auszuschnücken. „Plain and unpolished in their manners, they only make use of such as serve to denominate the necessities or conveniences of life, and to express their wants, which in a state of nature can be but few“ (Carver 1813: 228). Lahontan benutzt sehr ähnliche Worte zur Beschreibung des Algonkischen:

Wortreich ist sie eben so wenig / als die andern Americanischen Sprachen: massen die Völcker dieses festen Landes weder Künste noch Wissenschaften haben. Sie wissen nichts von Ceremonien und Wort-Geprängen / oder ihre Sache mit Umschreibung beliebter und kräftiger zu machen. Sie verstehen das Reden weiter nicht als ihnen zum Umgang nöthig ... . (Lahontan 1709: 434)

Die indianische Rede zeichnet sich nach Lahontan sowie Carver also durch ihre Schlichtheit und Direktheit aus, die eigenen Bedürfnisse ohne verbale Umwege auszudrücken. Infolge ihrer einfachen Manieren und ihrer Wissenschafts- und Kunstlosigkeit bedürfen sie auch keiner kunstreichen, wortreichen Sprache. Die Stellungnahme Welds zum Thema nimmt sich vergleichsweise neutral und deutungsoffen aus: „The Indians, both men and women, speak with great deliberation, and never appear to be at a loss for words to express their sentiments“ (1800: 492). Weld gesteht den Indianern an dieser Stelle zu, dass auch sie mit Überlegung reden können und nicht einfach „drauflos plappern“. Dass ihnen nicht die Wörter zur Vertretung ihrer Meinungen und Ansichten ausgehen, kann von zwei Seiten betrachtet werden. Es könnte als Indiz gewertet werden, dass Weld den Indianersprachen einen gewissen Wortreichtum zugesteht. Oder aber er geht ähnlich wie Lahontan und Carver – sehr implizit – von nur wenigen „sentiments“ aus, und dann genügt den Indianern der vorhandene Wortvorrat. Als interessante Ergänzung zu Welds „deliberation“ ist Mackenzies Beobachtung zwischen dem unterschiedlichen Kommunikationsverhalten der Chepewyans und dem der Knisteneaux zu sehen. Erstere hätten nicht diese „kalte Zurückhaltung“ unter einander oder gegenüber Fremden, sondern „communicate mutually, and at once, all the information of which they are possessed“ (Mackenzie 1801: CXXIV). Gerade im Hinblick auf den „Wert“ der Einheimischen als Informationsquellen (Axtell 2003: 15f) ist ihre Redebereitschaft von größter Wichtigkeit.

Für die Eskimosprachen sind die vorliegenden Informationen wie so oft spärlich. Parry weist hauptsächlich auf nonverbale Gesten hin, deren Verwendung im Gespräch den Europäern in dieser Form fremd ist: „The Esquimaux make such use of winks and nods in conversing. The former, which are always intended to convey a negative meaning, are frequently the only reply made to a question, which a bystander might therefore suppose to be still unanswered. A nod, as with us, implies the af-

firmative“ (Parry 1824: 555).<sup>9</sup> Was Mackenzie als kühle Zurückhaltung und eventuell gar als Abweisung bei den Knistenaus empfunden hat, ist möglicherweise nichts als ein interkulturelles Missverständnis. Statt zuhören hätte er vielleicht genauer hinschauen müssen.

Abschließend soll noch kurz eingegangen werden auf das Vorhandensein bzw. die Abwesenheit von Wörtern, werden diese doch meist in einem Zug mit der Redeweise genannt. Von einigen Autoren wird der Begriff „copious“ in Bezug auf verschiedene Sprachen verwendet: von Umfreville für Nethawa/Cree, Mackenzie für Chepewyan, Carver für Chippeway und Parry für Esquimaux. Lediglich Lahontan spricht dem Algonkischen (und ebenso allen anderen indianischen Sprachen) jeglichen Wortreichtum entschieden ab (Lahontan 1709: 435). Bei Carver ist noch zu ergänzen, dass Chippeway „much more copious than any other Indian language“ sei (Carver 1813: 228). Er deutet hier also eine weitere Sprachhierarchie an, gleichzeitig sagt er aber, dass es keine überflüssigen Wörter in dieser Sprache gibt: (lexikalisch) reich, aber nicht überreich. Um das damit verbundene Konzept wirklich zu verstehen, ist ein Blick auf andere zeitgenössische Autoren hilfreich. Besonders Jenisch hat sich in seiner sprachvergleichenden Arbeit neuerer und älterer europäischer Sprachen mit dem Kriterium der „Reichheit“ beschäftigt. „Copiousness“ bzw. Reichtum als Anzahl der Wörter einer Sprache, um Konzepte und Gefühle auszudrücken, unterscheidet er in extensiven und intensiven Reichtum. *Extensiver Reichtum* ist gegeben durch die Bezeichnung von Objekten, welche Menschen unmittelbar durch ihre Sinne wahrnehmen und ist damit abhängig von sensorischer Erfahrung. Dieser Reichtum betrifft „bloss die Menge der Wörter“ und macht noch nicht „den eigentlichen und wahren Reichthum einer Sprache aus“ (Jenisch 1796: 7ff). Bei *intensivem Reichtum* spielt das Abstraktionsvermögen eine Rolle; Menschen reflektieren ihre eigenen Handlungen und bilden Anschauungen und Reflexionsbegriffe aus. Die geistigen Anschauungen machen für Jenisch den wesentlichen und damit wichtigeren Teil der Feinheit einer Sprache aus (Jenisch 1796: 9). Jenischs Unterscheidung spiegelt die historische Annahme wider, dass sich Sprachen von einem „rohen“ zu einem „verfeinerten“ Zustand weiterentwickeln. Die frühen Stadien der Sprachen weisen dementsprechend mehr extensives Vokabular auf (Hüllen 2002: 223); Viel mehr noch: Die „rohe“ Sprache der „Naturmenschen“ bedarf noch nicht einmal zwingend der Worte, sondern kann ebenso mittels Gesten ausgedrückt werden: „Denn da der Denk- und Empfindungskreis des Naturmenschen, immer nur Gegenstände von der höchsten Individualität, und nie Allgemeinheiten, betrifft; da er jeden derselben gleichsam mit Fingern zeigen, mit Geberden andeuten kann: so bedarf es bei ihm keiner Abstractionen“ (Jenisch 1796: 10f). Die nonverbale Kom-

---

<sup>9</sup> Eine ähnliche Form der Sprachlosigkeit gibt es auch bei den Navajo/Dine'. Bei ihnen gilt es als höflich, „wortlos und ohne die für Euroamerikaner notwendigen Hörerrückmeldungen zuzuhören, sei es im Gespräch oder am Telefon“ (Hochbruck 1991: 8).

munikation der Indianer wird damit als Zeichen ihres mangelnden Abstraktionsvermögens interpretierbar. Sowohl bei den nordamerikanischen Indianer- als auch bei den Eskimosprachen ist also von einem extensiven Wortreichtum auszugehen, der ihnen nur eine einfache, unreflektierte Redeweise erlaubt.

Nach Jenisch gibt es noch eine dritte Art von Reichtum, nämlich die lexikalische Bildsamkeit, welche sich in der Anzahl der Flexionsmorpheme und der Wortzusammensetzungen äußert (Jenisch 1796: 16f). Auf diese Art von Reichtum verweisen insbesondere Umfreville sowie Parry. Unabhängig voneinander stellen sie sowohl für Cree (Umfreville) als auch für die Eskimosprachen (Parry) die Besonderheiten der Wortzusammensetzungen fest. So können die Indianer mit einem Wort eine „Idee“ ausdrücken, welche in anderen (gemeint: europäischen) Sprachen nur mit mehreren Wörtern zu umschreiben wäre (Umfreville 1790: 193, Parry 1824: 554). Parry fallen zudem die Reichhaltigkeit und Ausdrucksmöglichkeiten der Verben auf (ebd.). An dieser Stelle unterlaufen die Eskimo- und Indianersprachen Jenischs These der „ungebildeten“ Sprachen: Für ihn ist „die rohere Sprache auch die an lexikalischer Ausbildung ärmere“ (Jenisch 1796: 16).

### **3 „Guter Wilder“ und „stiller Wilder“**

Hovdhaugen hebt als ein auffälliges Charakteristikum der Entdeckerberichte hervor, dass ihre Autoren über ein erstaunliches Maß an Selbstvertrauen verfügen in Bezug auf die Kommunikation mit Wilden (Hovdhaugen 2000: 926). Dies gilt ebenso für die vorliegenden Texte, in denen im Falle eines Nichtverstehens der Sprache immer noch die Zeichen und Gesten der Indianer sofort richtig gedeutet werden. Nicht weniger selbstbewusst ist die Darstellung von Sprache, sofern sich die Autoren überhaupt in größeren Absätzen zu diesem Thema äußern. Die Autoren scheuen nicht vor Verallgemeinerungen zurück, selbst wenn ihr „Wissen“ nur auf dem direkten Kontakt zu einigen wenigen Indianern beruht. Dass in vielen Fällen nicht einmal solche exemplarischen Kenntnisse vorliegen, zeigen Phrasen des Hörensagens, die beiläufig im Text vorkommen: „I was informed that“, „it is said“, um nur die häufigsten zu nennen. Besonders die Reiseberichte sind ihrem Wesen nach vielfach Kompilationen aus früheren Texten, die ihre Quellen unterschiedlich offenlegen. (Ein sehr häufig und kontrovers diskutiertes Beispiel ist der Reisebericht Carvers, der unter anderem auch bei Lahontan Informationen „entliehen“ hat.) „Das begünstigte die Stereotypenbildung, da immer wieder die gleichen Quellen zur Stoffgewinnung geplündert wurden“ (Hochbruck 1991: 74). Auch bei den vergleichsweise wenigen untersuchten Texten sind bereits eindeutige Tendenzen erkennbar. Besonders bei der phonotaktischen Charakterisierung ist eine Teilung zwischen „bon sauvage“ und „sauvage primitif“ erkennbar. Entgegen Hovdhaugens Feststellung, dass meist negative Urteile über die Rauheit der Sprachen in den Entdeckerberichten überliefert werden (Hovdhaugen 2000: 927), ist in den untersuchten Texten eine Differenzierung erkennbar. Die Sprache des „guten Wilden“ ist wohlklingend und leicht aussprechbar.

(Richardson muss den Labrador-Dialekt noch nicht einmal hören, um sich ein akustisches Urteil bilden zu können. Schon beim Aufschreiben (!) der Vokabeln fällt ihm die Weichheit auf.) Interessanterweise sind die ästhetisch-phonotaktischen Charakterisierungen „exotischer“ Sprachen langlebiger als diejenigen europäischer, bei denen sie im 19. Jahrhundert keine Rolle mehr spielen (Hüllen 1995: 327). Die positiven Eigenschaften der Sprachen bestätigen sich weiterhin in deren Verbreitung und teilweise in ihrer Eigenschaft als „Muttersprachen“, was ihnen den Status der Sprachreinheit sichert. Auf diese Weise sind sie auch europäischen Reisenden leicht zugänglich und von großem Nutzen. Auf der anderen Seite entwerfen die „Sprachkenner“ nicht nur das Bild eines primitiven, sondern geradezu sprechunfähigen Wilden: Die Sprachen seien nicht nur rau und guttural, sondern die Indianer sprächen so aus dem Hals, dass sie selbst bei der Artikulation große Probleme zu haben schienen. Diese Schwierigkeiten setzen sich fort im Kontext des Alphabetvergleichs: Aufgrund fehlender Labiale seien sie nicht imstande, jemals richtig Französisch zu sprechen (Lahontan 1709: 452). Parry listet ebenfalls einige artikulatorische Problemzonen der Eskimos auf, wonach das Fehlen bestimmter Buchstaben (f) oder ungewohnter Lautstellungen (r am Wortanfang) geradezu zur Verstümmelung der Aussprache führe. Das Bild eines „stillen“, weil sprechunbegabten Wilden wird in den Passagen über den Redestil weitergeführt: kühle Zurückhaltung und Gesten statt verbaler Kommunikation, einfache Umgangssprache statt kunstvoller Rhetorik. Ein objektives und eigenes Urteil kann sich der Leser auch mittels der z.T. fiktiven Reden der Indianer nicht bilden. Ausnahmen gibt es vom guten und vom primitiven bzw. stillen Wilden keine; Widersprüche innerhalb der Texte selbst werden entweder übergangen oder mit Hilfe von konstruierten „Theorien“ wieder zurechtgerückt, um ins Schema zu passen. Gerade in der negativen Darstellung der Sprachen fällt ein eurozentrisches Muster des kolonialen Diskurses auf: Die Autoren thematisieren die „Lücken“, die im Vergleich zur eigenen Sprache auftreten. Nicht nur in den nordamerikanischen Indianer- und Eskimosprachen betrifft dies vor allem den Bereich der Buchstaben und der Wörter (Hofmann 2001: 165). Das bloße Fehlen bekommt umso stärkeres Gewicht durch den Zusammenhang zwischen Alphabet und (Wohl-)Klang / Artikulation und Wortreichtum / -armut sowie Redeweise. Auf diese Weise wird die Lücke zum Charakteristikum einer mangelhaften und nicht gleichwertigen Sprache.

Alle Indianer einer bestimmten geographischen Region weisen nicht nur die gleichen physischen Merkmale und Sitten und Gebräuche auf, mit denen sie wie Pflanzen oder Tiere in einem Katalog leicht zu bestimmen sind. Sie werden dadurch auch zu einer homogenen, ununterscheidbaren Masse und sprechen mit einer Stimme. Wie diese Stimme in den Ohren der Europäer klingt, scheint stark von der lokalen Verortung des Stammes abhängig zu sein. Dazu passt es dann, wenn in den Reise- und Entdeckerberichten meistens von Kollektivantworten die Rede ist: „they reported“, „they said“, „they described.“



## 4 Bibliographie

### 4.1 Historische Quellen, Bibliographien

- Adelung, Johann Christoph / Vater, Johann Severin (1816): *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde, ... Dritter Theil, Dritte Abtheilung [Beschluß der amerikan. Sprachen]*. Berlin (Nachdruck Hildesheim / New York 1970).
- Beechey, F.W. (1831): *Narrative of a Voyage to the Pacific and Beering's Strait ... performed in H.M.S. "Blossom", in the years 1825-28. Vol. 2*. London.
- Carver, Jonathan (1813): *Three Year's Travels Through the Interior Parts of North America*. Walpole.
- Chappell, Edward (1817): *Narrative of a Voyage to Hudson's Bay in His Majesty's Ship Rosamond, Containing some Account of the North-Eastern Coast of America and of the Tribes Inhabiting that Remote Region*. London.
- Charlevoix, Pierre-François-Xavier de (1744): *Histoire et description générale de la Nouvelle France, avec le Journal historique d'un voyage fait par l'ordre du Roi dans l'Amerique Septentrionale; ... tome 6*. Paris.
- Cook, James / King, James (1784): *A Voyage to the Pacific Ocean ... performed under the direction of Captains Cook, Clarke, and Gore, in H.M.S "Resolution" and "Discovery", in the years 1776-1780*, in 3 vols. Dublin.
- Dobbs, Arthur (1744): *An Account of the Countries adjoining to Hudson's Bay, in the north-west part of America*. London (Reprint New York 1967).
- Fry, Edmund (1799): *Pantographia; Containing Accurate Copies of all the Known Alphabets in the World ... to which are added specimens of all well-authenticated oral languages*. London.
- Jenisch, Daniel (1796): *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens*. Berlin.
- Lahontan, Louis Armand, Baron de (1704): *Dialogues de Monsieur le Baron Lahontan et d'un Sauvage dans l'Amerique*. Amsterdam.
- Lahontan, Louis Armand, Baron de (1709): *Des berühmten Baron De Lahontan neueste Reisen nach Nord-Indien*. Hamburg.
- Long, John (1791): *Voyage and Travels of an Indian Interpreter and Trader, describing the manners and customs of the North American Indians*. London.
- Ludewig, Hermann (1858): *The Literature of American Aboriginal Languages*. London.
- Mackenzie, Alexander (1801): *Voyages from Montreal on the River St. Lawrence, through the Continent of North America to the Frozen and Pacific Oceans, in the years 1789 and 1793*. London.
- Marsden, William (1827): *Bibliotheca Marsdenia Philologica et Orientalis. A Catalogue of Books and Manuscripts Collected with a View to the General Comparison of Languages*. London.
- Parry, Edward (1824): *Journal of a Second Voyage for the Discovery of a North-west Passage from the Atlantic to the Pacific, performed in the years 1821-23, in H.M.S. "Fury" and "Hecla"*. London.
- Richardson, John (1851): *Arctic Searching Expedition: A Journal of a Boat-Voyage Through Ruperts Land and the Arctic Sea. Vol. 2*. London.
- Umfreville, Edward (1790): *The Present State of Hudson's Bay; containing a full description of that settlement and the adjacent countries*. London.
- Vater, Johann Severin (1815): *Litteratur der Grammatiken, Lexica und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde*. Berlin.
- Weld, Isaac (1800): *Travels Through the States of North America and the Provinces of Upper and Lower Canada, during the years 1795-97*. London.

## 4.2 Sekundärliteratur

- Auroux, S. / E.F.K. Koerner / H.-J. Niederehe / K. Versteegh (eds.) (2000): *History of the Language Sciences. An International Handbook on the Evolution of the Study of Language from the Beginnings to the Present. Vol. 1.* Berlin / New York.
- Axtell, J. (2003): Babel of Tongues: Communicating with the Indians in Eastern North America. In: E.G. Gray / N. Fiering (eds.): *The Language Encounter in the Americas, 1492-1800. A Collection of Essays.* New York / Oxford. 15-60.
- Fulford, T. / Kitson, P.J. (2001): General Introduction. In: T. Fulford / C. Bolton (eds.): *Travels, Explorations and Empires. Writings from the era of imperial expansion 1770-1825. Vol. 1, North America.* London. XIII-XXVIII.
- Hanzeli, V.E. (1969): *Missionary Linguistics in New France. A Study of Seventeenth- and Eighteenth-Century Descriptions of American Indian Languages.* The Hague / Paris.
- Hewson, J. (2000): The study of the native languages of North America: The French Tradition. In: S. Auroux / E.F.K. Koerner et al. (eds.). 966-973.
- Hochbruck, W. (1991): *'I Have Spoken'. Die Darstellung und ideologische Funktion indianischer Mündlichkeit in der nordamerikanischen Literatur.* Tübingen.
- Hofmann, S. (2001): *Die Konstruktion kolonialer Wirklichkeit. Eine diskursanalytische Untersuchung französischer Karibiktexte des frühen 17. Jahrhunderts.* Frankfurt / New York.
- Hovdhaugen, E. (2000): The Great Travellers and the studies of 'exotic languages'. In: S. Auroux / E.F.K. Koerner et al. (eds.). 925-929.
- Hüllen, W. (1995): Good language – bad language. Some case studies on the criteria of linguistic evaluation in three centuries. In: Dutz, K.D. / Forsgren, K.-A. (eds.): *History and rationality. The Skövde papers in the historiography of linguistics.* Münster. 315-334.
- Hüllen, W. (2002): Some Yardsticks of Language Evaluation 1600-1800. (English and German). In: *Collected Papers on the History of Linguistic Ideas.* Ed. by M.M. Isermann. Münster. 219-246.
- Landar, H. (1973): The tribes and languages of North America: A checklist. In: T.A. Sebeok (ed.): *Current Trends in Linguistics. Vol. 10: Linguistics in North America.* The Hague / Paris. 1253-1441.
- Neis, C. (2002): Der europäische Blick auf „exotische“ Sprachen im 18. Jahrhundert. In: C. Maaß / S. Schrader (Hg.): *„Viele Sprachen lernen ... ein notwendiges Uebel?“ Chancen und Probleme der Mehrsprachigkeit.* Leipzig. 121-131.
- Nowak, E. (2000): First descriptive approaches to Indigenous Languages of British North America. In: S. Auroux / E.F.K. Koerner et al. (eds.). 973-979.
- Salvucci, C.R. (2002): Introduction. In: Salvucci, C.R. (ed.): *American Languages in New France. Extracts from the Jesuit Relations.* Bristol, PA. 1-19.

S. C. Kutzner  
sandy.kutzner@uni-erfurt.de

<b>Impressum:</b>	
Herausgeber:	Gesellschaft für Sprache und Sprachen (GeSuS) e.V. Valleystr. 42 D-81371 München
Redaktion dieser Ausgabe:	Sandy Kutzner (Erfurt) Nora Wiedenmann (München) Peter Öhl (Wuppertal) (V.i.S.d.P., Layout)
Redaktionsadresse:	Redaktion 'Sprache und Sprachen'  Dr. Peter Öhl Bergische Universität Wuppertal Institut für Germanistik / Abteilung Sprachwissenschaft Gaußstr. 20 D-42119 Wuppertal  E-Mail: <a href="mailto:redaktion@gesus-info.de">redaktion@gesus-info.de</a>
Vertriebsadresse:	GeSuS e.V.  Robert J. Pittner Steeler Str. 168 D-45884 Gelsenkirchen Deutschland
Erscheinungsweise:	unregelmäßig
Preis:	4 Euro (Doppelnummern 8 Euro) + Porto
Bankverbindung:	Bank für Sozialwirtschaft München Konto 88 32 300 BLZ 700 205 00
"Sprache & Sprachen" ist vollständig im Besitz der GeSuS e.V. <span style="float: right;">ISSN 0934-6813</span>	
<p>Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der VerfasserInnen und nicht die der Redaktion wieder. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der durch das Urheberrecht vorgegebenen Grenzen ist ohne die Zustimmung der Redaktion und der VerfasserInnen unzulässig.</p> <p>Bitte schicken Sie Ihre Beiträge nur an die Redaktionsadresse (s.o.)!</p> <p>Die aktuellsten Informationen finden Sie immer unter: <a href="http://gesus-info.de/">http://gesus-info.de/</a></p>	

**Jahrgänge vor Heft 29 finden Sie unter: <http://gesus-info.de/Publikationen/Lieferbar.html>**

- Heft 29/30** (2002; Preis 8 Euro) enthält: *Möglichkeiten und Grenzen der Idiomatisierung von Komposita im Deutschen und ihre slowakischen Äquivalente* von Mária Vajicková / *Ausspracheschulung im Deutschunterricht* von Lívia Adamcová / *Die Verletzung des verbalen Rahmens im gegenwärtigen Deutsch als Problem des DaF-Unterrichts* von Mária Danová / *Aktionsarten im Russischen und deren Äquivalente im Deutschen* von Jadwiga Stawnicka / *Doppelter und dreifacher Sinn – Ausdrücke und Redewendungen mit besonderem Esprit* von Wolfram Euler / *Code – Der Zusammenhang zwischen Sprache und Erfahrung, verdeutlicht an den Methoden der Geheimkommunikation* von Franz Januschek / *Sehr indirekte Sprechakte – Zu einer Linguistik geheimer Kommunikation auf empirischer Datenbasis* von Nora Wiedenmann / *Stereotyp – Ausländer – Meinungsbild. Berichterstattung in einer Tageszeitung. Ein historischer Vergleich von gestern bis heute* von Mehmet Metin / *Fehleranalyse im Fremdsprachenunterricht* von Jana Korčáková / *"Protest-marsz, auto-naprawa, tenis-nauka" – Der Drang der deutschen Wortbildung nach Polen* von Janusz Stopyra.
- Heft 31** (2006; Preis 4 Euro) enthält: *Besonderheiten der lexikalisch-semantischen Terminologiebildung im Russischen und im Deutschen* von Elena Minakova / *Die deutsche Sprache außerhalb Deutschlands (am Beispiel deutscher Inselmundarten in Baschkortostan)* von Rawil Gataullin / *Die Verdrängung der Opposition Nicht-Iterativität/Iterativität durch die Opposition Perfektivität/Imperfektivität im Russischen* von Wladimir D. Klimonow / *The syntax of "ko ha-" 'QUOT say' omission in Korean* von Elena L. Rudnitskaya / *Sprachliche Formen der Interpersonalität in der Fachtextsorte "Rezension"* von Alena Lejsková / *Rezensionen: Kessel & Reimann: 'Basiswissen Deutsche Gegenwartssprache'; Lemnitzer & Zinsmeister: 'Korpuslinguistik: Eine Einführung'; Lohde: 'Wortbildung des modernen Deutschen: Ein Übungsbuch'; von Karin Pittner.*
- Heft 32** (2006; Preis 4 Euro) enthält: *HOT NEWS Anteriors in English, German and Spanish: A Diachronic Description* von Daniel Burgos / *Hörrückmeldungen in Hochschulprüfungen* von Vera Zegers / *Typologische Variation funktionaler Kategorien in der C-Domäne von Peter Öhl / Vergangenheitstempora im Deutschen und im Polnischen. Eine Analyse unter Berücksichtigung ihres deiktischen Charakters* von Mariola Wierzbicka.
- Heft 33/34** (2006; Preis 8 Euro) enthält: *Ästhetik der suprasegmentalen Erscheinungen und Textinterpretation* von Petr Kucera und Marta Panusová / *Eine kontrastive Analyse des Beschwerdeverhaltens in Deutsch und Französisch als Muttersprache und Lerner Sprache* von Bettina Kraft & Ronald Geluykens / *Transparenz der Ironie – vordergründige und hintergründige Stilmittel* von Wolfram Euler / *Politische Flugblätter in Kroatien – der Wahlkampf 1992* von Nevenka Petkovic und Velimir Piskorec / *Das System von Höflichkeitskonventionen als Ursache interkultureller Missverständnisse* von Mehmet Metin / *Synonymie und Polysemie in den Fachsprachen* von Alena Duricová / *"Blau wie ein Veilchen" oder "pijany jak bela" – Die deutschen und polnischen phraseologischen "Wie"-Vergleiche zur Beschreibung der Trunkenheit* von Joanna Szczek / *Die Textsorte HOROSKOP in Jugendzeitschriften: eine Analyse sprachlicher Merkmale und sprachlicher Persuasion* von Birgit Lawrenz / *Bias in Newspaper Discourse: the Second Gulf War* von Dorottya Ruisz / *Der Euphemismus in der Politischen Sprache* von Ida Nadova.
- Heft 35** (2007; Preis 4 Euro) enthält: *Überlegungen zu einer relativen Chronologie der rätischen Sprache* von Alfréd Tóth / *Ein Beitrag zur repräsentationellen Erklärung des Quantorenkopus* von Peter Öhl / *„Später Spracherwerb“* von Nora Wiedenmann / *Intertextuelle Bezüge im deutschen und tschechischen Werbediskurs* von Hana Jílková / *Rezension: Scherner & Ziegler: 'Angewandte Textlinguistik'* von Beata Kasperowicz-Stążka.
- Heft 36** (2007; Preis 4 Euro) enthält: *Artikel, Narration und Sprachvergleich* von Volkmar Engerer / *Etruscan and Hungarian* von Alfréd Tóth.
- Heft 37** (2008; Preis 4 Euro) enthält: *Weil – 'because' – in adult and child German and Swiss German* von Manuela Schönenberger / *Zucker und Salz – zwei Begriffe im Spannungsfeld zwischen Umgangssprache und chemischer Fachsprache* von Wolfram Euler / *Einheiten fremder Herkunft im Duden-Aussprachewörterbuch, dargestellt am Beispiel des Slowakischen* von Zuzana Bohušová / *Buchbesprechung: Damaris Nübling et al. (2006). Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels* von Peter Öhl.
- Heft 38** (2008; Preis 4 Euro) enthält: *Die ungarische alternative Sprachforschung und ihr ideologischer Hintergrund – Versuch einer Diagnose* von Bela Brogyanyi / *Ein multimedialer Rahmen für das effektive Lernen von Orthographie* von Christian Vögeli / *Komponenten des Diskursbegriffs* von Łukasz Kumięga / *Das Lächeln bzw. der Humor im Islam* von Mehmet Metin.
- Heft 39** (2009; Preis 4 Euro) enthält: *Einflüsse von Fremdsprachen in Wortschatz und Grammatik. Grundsätzliche Überlegungen* von Wolfram Euler / *Geminaten im Kontrast. Aussprache von Doppelkonsonanten im Slowakischen, Deutschen und Ungarischen* von Zuzana Bohušová / *Die Beschreibung der Kategorie der Genus Verbi vs. Diathese im Deutschen, Albanischen und Norwegischen* von Ergys Prifti / *Autonomiefördernde Lern- und Lehrformen im Landeskundeunterricht* von Pavla Nečasová / *Lokalisierung* von Dimitra Anastasiou, Madeleine Lenker und Reinhard Schärer.